

Hartmann-Salomon-Weidel
Literaturkundliche Lesehefte

Heft 15

Der
bürgerliche Realismus

Herausgegeben von
Friedrich Weyel



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Literaturkundliche Lesehefte

Herausgegeben von

Oberstudiendirektor Dr. Hartmann, Studienrat Dr. Salomon
und Akademiedirektor Dr. Weibel

Die Einführung in die vielfältigen Aufgaben, die dem Literaturunterricht der drei Oberklassen durch die Bestimmungen der „Richtlinien“ gestellt sind, erfolgt in der Form von Leseheften, die — nach geistesgeschichtlichen Perioden gegliedert — zugleich dem Arbeitsunterricht wie dem Konzentrationsgedanken dienen. Die Entwicklung des deutschen Geisteslebens von der germanischen Zeit bis zum Realismus des 19. Jahrhundert soll durch ausgewählte Proben aus dem gesamten, nicht nur dichterischen Schrifttum der einzelnen Entwicklungsstufen und durch zusammenfassende, wissenschaftliche Aufsätze behandelt werden. Problemgeschichtliche Hefte wollen das Verständnis der neueren und neuesten Zeit durch eine Reihe von Querschnitten erschließen: z. B. die Entwicklung des sozialen Gedankens in der Literatur seit 1850, des Staatsgedankens, der Frauenfrage, der Heimatkunst u. a.

Das Ziel jedes einzelnen, in sich abgeschlossenen Hefes ist: 1. einen Überblick über die Literatur der Zeit in ihren charakteristischen Zügen zu geben, und 2. die Einordnung dieser (schönen) Literatur in den Kulturzusammenhang der Zeit durch Proben aus den übrigen geistigen Zeugnissen der Zeit zu verdeutlichen.



Zunächst erscheinen folgende Haupthefte:

- | | |
|--|-------------------------------|
| 1. Frühzeit | 8. Rokoko und Aufklärung |
| 2. Das kirchliche Mittelalter | 9. Die Zeit der Gärung |
| 3.—5. Das ritterliche Mittelalter
(Hef 3: Spielmannslied und
Heldenepos, Hef 4: Höffisches
Epos und Versnovelle, Hef 5:
Lied und Spruch) | 10. Sturm und Drang |
| 6. Vom Mittelalter zur Neuzeit | 11. Die Zeit der Klassiker |
| 7. Barock | 12. Romantik |
| | 13. Ausklang der Romantik |
| | 14. Übergang zum Realismus |
| | 15. Der bürgerliche Realismus |

Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Literaturkundliche Lesehefte

Heft 15

Der bürgerliche Realismus

herausgegeben von

Friedrich Wenel



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 1927

ISBN 978-3-663-15592-8
DOI 10.1007/978-3-663-16165-3

ISBN 978-3-663-16165-3 (eBook)

Inhalt.

	Seite
Dichtung des Bürgertums. Realismus. Nach Julius Wiegand	3
Klaus Groth	6
Abendfrieden. — Verlarn. — Utsichten. — De junge Wetfru. — En Dönjen.	
Fritz Reuter	8
Un' plattdütsche Sprach. — De Sokratische Method'. — De Besorgung. — Wie der Uhrmacher Droz in seiner Nachtruhe gestört wird. — Worum Bräsig so let, as hadd de Bliß in em slagen, un worüm hei as Admiral an den Mast stunn.	
Theodor Storm	19
Aus der Heimat. — Im Grase. — Abseits. — Ostern. — Eine Frühlingsnacht. — Oktoberlied. — Ein Sterbender. — Die Söhne des Senators bekommen Streit wegen des Gartens.	
Wilhelm Raabe	29
Das Armen- und Siechenhaus in dem Dorfe Krodebeck. — Ein Brief.	
Gottfried Keller	33
Abendlied. — Abendregen. — Stille der Nacht. — Morgen. — Waldlieder I. — Die Ansprache auf dem Schützenfest zu Aarau. — Der Wettlauf der gerechten Kammacher. — Der erste Schultag.	
Jeremias Gotthelf	44
Das Erntefest.	
Conrad Ferdinand Meyer	45
Säerspruch. — In Harmesnächten. — Schillers Bestattung. — Das Kreuz. — Am Julierpaß.	
Martin Greif	49
Wert der Muttersprache. — In der Heimat. — Fremd in der Heimat. — Sternentrost. — Vor der Ernte. — Abendlied. — Winteranfang.	
Gustav Freytag	52
Das Handelshaus Schröter.	
Otto Ludwig	56
Wie der Holderer-Fritz den Saal des Schwanenwirts austräumt.	
Theodor Fontane	59
Meine Gräber. — Jan Bart. — Erstes Bataillon Garde. — Ein Empfangsabend bei Kommerzienrat Treibel. — Die Seeschlacht bei Carwe.	
Briefe und Lebenserinnerungen	69
Storm an Keller. — Keller an Storm. — C. F. Meyer an Louise von François. — Fontane an Detlev von Liliencron. — Fontane an Georg Friedländer.	
Lebensdaten	76
Anmerkungen	77

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Dichtung des Bürgertums. Realismus.

Allgemeines. Die Hauptströmung des Zeitraums ist der Realismus, womit wir nicht nur eine dichterische, sondern überhaupt eine kulturelle Erscheinung bezeichnen wollen. Er hält sich an den Tatsachen, ist ein Feind alles Verstiegenen, Verlogenen, Überspannten, Romantischen, Metaphysischen und Ideologischen. So sehr nun der Realismus die Kultur beherrscht und in der Kunst durch die besten Geister vertreten ist, so auffällig ist es, daß die große Masse an diesen Künstlern vorbeigeht und sich lieber an der jetzt süßlichen, charakterlosen Romantik erfreut. Da schon die Jungdeutschen, in der Theorie wenigstens, den Realismus verfochten hatten, da sie auch Materialisten und glaubensfeindlich sind, so bestehen natürlich Berührungen mit der jungdeutschen Dichtung; die beiden ineinander übergehenden Strömungen immer reinlich zu scheiden, ist in einer knappen Darstellung unmöglich. Mit der Einführung des Begriffs Realismus in diesem erweiterten Sinne soll nicht gesagt sein, daß etwa Freytag ein Materialist gewesen sei. Es gibt Dichter, die in vielen Punkten am Alten festhalten, vor allem an der alten Sittlichkeit, und doch in einzelnen Punkten, vielleicht unbewußt, der neuen Zeit entgegenkommen.

Der Söhnung von Adel und Bürgertum. Der Gegensatz von Adel und Bürgertum tritt zurück, da die deutsche Einheit jetzt eine wichtigere Frage ist. Auch gewinnt das Bürgertum durch den wachsenden Reichtum solchen Stolz, daß es dem Adel gleichberechtigt zu sein glaubt. Dem Adel steht man also jetzt ohne Neid und Abneigung gegenüber. Wenn er sich zeitgemäß erneuert, soll er anerkannt werden. Aber stark betont wird, daß die Zeit des alten faulenzenden Adels jetzt vorbei ist. Das Adelsgeschlecht derer von Rothstall (in „Soll und Haben“) ist dem Untergang geweiht, es sträubt sich gegen Übergang zu wirtschaftlicher Tüchtigkeit und kaufmännischem Geist. Der Freiherr fällt jüdischen Wucherern in die Hände. Anton Wohlfahrt aber, der vergebens versucht hatte, durch seine Mithilfe den Freiherrn zu retten, heiratet nicht die Adelige, die Tochter des Freiherrn, sondern

die bürgerliche Sabine, die Schwester seines Prinzipals, die die bürgerlich-tüchtigen Eigenschaften mit Anton gemein hat. Noch schärfer zeichnet Reuter in der „Stromtid“ die liederliche Wirtschaft des adeligen Argl von Rambow, der durch Verschwendung, Schulden und Wucherer dem Selbstmord zugetrieben wird; vorher war er Kürassieroffizier in einem adeligen Regiment gewesen; die Einbildung der adeligen Offizierskreise und ihr nichtiges, Schulden machendes Genußleben wird tadelnd gezeichnet. Aber „Edelleute, die nicht eingebildet sind, und ihre Arbeitsleute gut behandeln“, will Reuter gelten lassen. Der Ausgang von „Stromtid“ zeigt, wie sich Reuter den Zustand denkt, wenn er ist, wie er sein soll. Ein Adelige heiratet die Inspektorstochter, und adeliger Großgrundbesitzer, Bauern und wirtschaftlich unselbständiger Inspektor sind durch Ehe und Freundschaft untereinander verbunden. An der scharfen Eigenart der märkischen Junker hat Fontane seine Freude, er hebt aber auch die Schattenseiten des Adels hervor.

Das Volk bei der Arbeit. Die neue Lösung heißt: „Arbeit adelt“; „die die wirtschaftlichen Kräfte mehren, das sind die ersten im Staate, seien sie bürgerlich oder adelig“. Kultur beginnt erst, so setzt Großkaufmann Schröter in „Soll und Haben“ auseinander, wenn das arbeitsame Bürgertum der erste Stand des Staates wird. Nicht die jungdeutschen Literaten, nicht die nach Freiheit schreienden Politiker sind das wahre Volk, nicht auf Rechte, sondern auf Pflichterfüllung kommt es an; Bürger hilf dir selbst durch Arbeit und Tüchtigkeit! Gediegene Tüchtigkeit stellt Freitag als Grundzug deutschen Wesens und echten Bürgertums hin. Das ist auch die Eigenschaft seines Lieblingshelden Anton. So zeichnet er in „Soll und Haben“ Großhandel und Landwirtschaft, in der „Verlorenen Handschrift“ die Arbeit des Gelehrtenstandes. Die romantische Abneigung gegen geregelte bürgerliche Beschäftigung ist verschwunden. Frentags Vorbild findet sofort Nachahmung: Reuters „Stromtid“, Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“, ein Roman, der den Schieferdecker bei der Arbeit zeigt. Reuter schildert Landwirtschaft, adeligen Gutshof, mittleren Hof, Pächter, Inspektoren, Tagelöhner, Bürger, Pfarrhaus.

Bürgerstolz. Verklärung des Alltags. Hieraus entwickelt sich nun eine Art Bürgerstolz, ein frohes „Behagen am eigenen Leben“. Die alltägliche Arbeit ist Poesie genug; man braucht keine Flucht mehr zum Überspannten und Romantischen; freudig bekennt

man sich zum hausbacken Alltäglichen, Einfachen und Schlichten; derartige zu gestalten erachtet Keller für die Aufgabe der Dichtung; und Ludwig will mit dieser Art Poesie die „kranke Zeit heilen“ und Lust zum Leben geben. So hat auch Raabe, „trotz einiger Predigten gegen die Philister, das deutsche Philistertum freudig bejaht“. Man wendet sich dem Engländer Dickens zu, und zwar gerade die Deutschgefinnten, die sonst vom Ausland nichts wissen wollen. Im Humor findet man das Mittel, über Alltag und Gegenwart verklärenden Schimmer zu gießen (Frenstags, Reuter, Keller, Ludwig). Dickens hat die Verklärung des Klein- und Alltagslebens gelehrt. „Die inneren Reichtümer lobenswerter Menschen von oft äußerlich lächerlichem Gebaren“ werden aufgezeigt. Frenstags und Ludwig wollen nachweisen, daß das von den Jungdeutschen geschmähte, enge deutsche Bürgerleben nicht so poesielos ist; sie wollen dem Schielen nach Paris und französischen Zuständen und dem Überdruß an der deutschen Gegenwart die Freude an der deutschen Gegenwart gegenüberstellen; sie zeigen, wie Heiteres und Rührendes aus dem Alltag herauswächst. Keller erfüllt mit Liebe und Eifer die oft trockenen, prosaischen Obliegenheiten des Ersten Staatschreibers seines Heimatkantons; er läßt den „Grünen Heinrich“ nach romantischen Malergelüsten gleichfalls in nüchternen Verwaltungstätigkeit Befriedigung finden. Eine bewußte Abkehr von der fahrigen, verwirrenden Romantik und dem unwahrscheinlich abenteuerlichen fernländischen Roman greift Platz, eine Abkehr, die unabhängig vom politischen zum dichterischen Realismus führt.

Gegen Schein und unsoliden Wesen. Von dieser bürgerlichen Sachlichkeit aus erklärt sich der Kampf gegen Arbeitscheu, hohlen Schein, gegen die Sucht, sein Glück auf anderem Wege als dem der ehrlichen Arbeit machen zu wollen. Am häufigsten kommt der Kampf gegen das Scheinwesen bei Keller heraus. Als Typ unsoliden Wesens hat er die „Leute von Seldwyl“ erfunden; die Seldwylser sind leichtfertige Projektensmacher, Schuldenmacher, Bankrotteure, die es sich in ihren jungen Tagen wohl sein lassen und das Alter in Dürftigkeit verbringen. Zuverlässiger sind die Ehefrauen, wie Frau Regel Amrain und (im Roman „Martin Salander“) Frau Salander; sie halten das Geschäft aufrecht und erziehen den dem Vater an Selbstzucht überlegenen Sohn. Es ist nicht schwer, im „Hungerpastor“ und in „Soll und Haben“ ähnlichen Sinn zu erkennen.

Und auch für Ludwigs „Makkabäer“ geben Erklärer ähnliche Deutung. — Begreiflich ist es, wenn das Lob der bürgerlichen Gediegenheit sich zu einer gewissen Lehrhaftigkeit und zu erzieherischen Absichten auswächst. Keller steht im Zusammenhang mit seinem von ihm hochgeschätzten Landsmann Gotthelf; nur daß er sich nicht an bäuerliche, sondern an bürgerliche Kreise wendet. In ähnlicher Weise wollen auch Frentag, Ludwig wirken. Raabes „Hungerpastor“ und Frentags „Soll und Haben“ führen gegensätzlich-parallele Lebensläufe vor; der Tüchtige steigt langsam zu mäßigem Glück, der Unehrliche, Gewissenlose steigt schnell empor, um dann um so tiefer zu fallen. Auch bei Keller halten sich die Ehrenhaften und finden ihren Lohn, während die Unehrlichen nicht bestehen können. Zahlreiche Geschichten enden mit der Besserung des Helden. Auch Ludwigs Holterer-Fritz (in der „Heiteretei“) wird aus einem liederlichen Menschen ein tüchtiger Handwerksmeister und nüchterner Ehemann.

(Nach Julius Wiegand.)

Klaus Groth.

Abendfrieden.

De Welt is rein¹ so sachen²,
als leeg se deep in Drom;
man hört nie wee'n noch lachen,
se's lisen³ as en Bom.

Se snackt⁴ man mank⁵ de Blaeder,
as snack en Kind in Slap:
Dat sünd de Wegenleder
vaer⁶ köh und stille Schap.

Nu liggt dat Döörp in Dunkeln,
un Newel hangt dervoyer,
man hört man⁷ eben munkeln⁸,
as keem't vun Minschen her.

Man hört dat Veh int Grafen⁹,
un allens is in Fred,
sogar en schüchtern Hasen
sleep¹⁰ mi vaer de Söt.

1) gar. 2) still. 3) leise. 4) plaudert. 5) zwischen. 6) für.
7) nur. 8) leise sprechen. 9) beim Grafen. 10) schläft.

Das wul de Himmelsfrieden
an¹¹ Larm un Strit un Spott,
dat is en Tid tum Beden —
hör mi, du frame¹² Gott!

Verlarn.¹

Min Moder geit² un jammert,
sin Vader wiſcht de Tran'n;
ik melk de Köh un feg de Stuw,
mi lat se ſtan un ſtan.

De Nawers³ kamt to tröſten
un ſnackt⁴ en hartli Wort,
un wenn se tröst, un wenn se weent,
ſlik⁵ ik mi truri fort.

Des Abends inne Kammer
bi depe düſtre Nach,
denn ween⁶ ik all de Laken natt
bet an den hellen Däg.

Se hebbt je noch en annern,
je hebbt je noch en Saen⁷,
ik heff⁸ je niß as bittre Tran'n
un mutt ſi heemli ween.

Utfichten.

Un wenn min Hanne lopen kann,
ſo gat wi beidn ſpazeern,
denn ſeggt de Kinner alltohop¹:
„Wats dat vaern lüttje Deern?“

Un wenn min Hanne gröter ward,
ſo kriggt ſe'n ſmucken Hot,
denn ſeggt de Kinner alltohop:
„Wa ward min Hanne grot!“

11) ohne. 12) frommer guter.

1) Verloren. 2) geht. 3) Nachbarn. 4) ſchwächt, redet. 5) ſchleiche.
6) weine. 7) Sohn. 8) habe.

1) alleſamt.

Un wenn se noch vel gröter ward,
 so kennt se er ni mehr,
 denn seggt de Kinner alltohop:
 „Prinzessin keem derher!“

De junge Wetfru.¹

Wenn abends rot de Wolken treckt²,
 so denk ik och an di!
 So trock³ verbi dat ganze heer,
 un du weerst mit derbi.

Wenn ut de Böm de Blaeder fallt,
 so denk ik glik an di:
 So füll so menni⁴ brave Jung,
 un du weerst nit derbi.

Denn sett ik mi so truri hin,
 un denk so vel an di.
 Ik et⁵ aleen min Abendbrot —
 un du büst nit derbi.

En Dünjen.¹

Wi gingn tosam to Feld, min Hans,
 wi gingn tosam to Rau,
 wi seten achtern² Disch tosam,
 so warn wi old un grau.

Bargop so licht, bargaf so treg³,
 so menni, menni Jahr,
 un doch, min Hans, noch ebn so leef⁴,
 as do in brune haar.

Fritz Reuter.

Uns' plattdütsche Sprak.

Ik weit einen Eikbom, de steit an de See,
 de Nordstorm, de brust in sin Knäst¹,
 stolz reekt hei de mächtige Kron in de Hööh;

1) Witfrau. 2) zieht. 3) zog. 4) manch. 5) esse.
 1) Ein Tönchen. 2) hintern. 3) träge, langsam. 4) lieb.
 1) knorrige Äste.

so is dat all dusend Johr west;
 kein Minschenhand,
 de hat em plant't;
 hei rekt sik von Pommern bet² Nedderland.

Ik weit einen Eikbom vull Knorrn un vull Knast,
 up den'n fött³ kein Bil nich un Ärt.
 Sin Bork is so rug⁴, un sin Holt is so fast,
 as wir hei mal bannt und behezt.
 Nix hett em dahn;
 hei ward noch stahn,
 wenn wedder mal dusend von Johren vergahn.

Un de König un sine Fru Königin
 un sin Dochter, de gahn an den Strand:
 „Wat deit dat för'n mächtigen Eikbom sin,
 de sin Telgen⁵ rekt äwer dat Land?
 Wer hett em plegt⁶,
 wer hett em hegt,
 dat hei sine Bläder so lustig rögt⁷?“

Un as nu de König so Antwort begehrt,
 tritt vör em en junge Gesell:
 „Herr König, Ji hewwt Jug⁸ so süs⁹ nich drüm schert,
 Jug¹⁰ Fru nich un Juge Mamfell!
 Kein vörnehm Lüd',
 de hadden Tid¹¹,
 tau¹² seihn, ob den Bom ok sin Recht geschüht.

Un doch gräunt¹³ so lustig de Eikbom up Stunns¹⁴,
 wi Arbeitslüd' hewwen em wohrt¹⁵;
 de Eikbom, Herr König, de Eikbom is uns',
 uns' plattdütsche Sprak is't un Ort¹⁶.
 Kein vörnehm Kunst
 hett s' uns verhünzt,
 fri wüssen s' tau höchten¹⁷ ahn¹⁸ Königsgunst.“

2) bis. 3) fast. 4) rauh 5) Zweige. 6) gepflegt. 7) rührt.
 8) Ihr habt Euch. 9) sonst. 10) Eure. 11) Zeit. 12) zu. 13) grünt.
 14) auf diese Stunde = jetzt. 15) bewahrt. 16) Art. 17) zum
 höchsten = in die Höhe. 18) ohne.

Rasch giwot em den König sin Dochter de Hand:
 „Gott segn' di, Gesell, för din Red'!
 Wenn de Stormwind eins brus't döör dat dütsche Land,
 denn weit ik 'ne säkere¹⁹ Städ': —
 Wer eigen Ort
 fri wünn²⁰ un wohrt,
 bi den'n is in Not ein taum besten verwohrt.“
 (Aus „Hanne Nüte“.)

De Socratische Method'.

De Schaulrat Ix ut Ixenstein,
 dei süll de Schaulen mal nahsein
 un kamm denn ok nah Ohferin
 tau dem Schaulmeister Rosengrün.
 Na, nu ward grot Examen sin.
 De oll Schaulmeister hett in Nöten
 un sihr in Angst un Bangen seten!
 Doch helpt't em nich, hei möt heran
 un wisen¹, wat hei lihren kann.
 Dat deiht² hi nu, un kolle Sweit³
 deiht em von dat Gesicht 'raf lecken,
 denn wat hei sünst so prächtig weit,
 dat is hüt allens in de Hecken⁴,
 un de verdammten Jungs, dei weiten⁵ niks,
 un unse gaude Schaulrat Ix,
 dei sitt so vörnem un so still
 in sinen Lehnsraul achteroewer⁶ leggt,
 as wenn hei all'ns sick marken will,
 wat hir för dummes Tüg⁷ ward seggt.
 Doch gung dat beter, as hei dacht,
 denn der Herr Schaulrat hadd vergangen Nacht
 ganz prächtig rauht⁸,
 ok gaud verdaut,
 sin Unnerlief was in de Reih',
 un frühstückt hadd hei hüt⁹ för twei.

19) sicher. 20) gewann.

1) weisen, zeigen. 2) tut. 3) kalter Schweiß. 4) weg, fort (= vgl. in die Binsen). 5) wissen. 6) hintenüber. 7) Zeug. 8) geruht. 9) heute.

Hei¹⁰ seggt denn also blot: „Mein lieber Freund,
 Sie unterrichten noch nach alter Mode:
 Warum nicht nach Sokratischer Methode?“
 „Ich weiß nicht, woans¹¹ diese seind“ —
 seggt Rosengrün, „wenn Sie's mich weisen wollen,
 denn will ich gerne Schaul nah hollen¹².“ —

„Nichts leichter ist als das. —

Komm her, mein Sohn, nun sag' mal, was
 ist das wohl für ein kleines Flößchen,
 das dich hier fließt am Dorf vorbei?
 Nun? Nun! Besinne dich ein bißchen!
 Du weißt es nicht? — Nur keine Scheu! —
 Nun sag mal, wenn man Böses hat getan,
 was muß man später dafür leiden?
 Du, meine Tochter! Bu... Bu? Wer weiß es von euch beiden?“
 „Denn tun wir Buße“, seggt Sida Thran.
 „Ganz richtig! Und statt ‚Buße‘ sagt ihr ‚Busse‘,
 dann habt den Namen ihr vom Flusse. —
 In welchen Fluß fällt nun die Busse?
 Nun, Kinder, nun! Besinnt euch wieder!
 Was fällt wohl all's vom Himmel nieder?
 Nun?“ — „Regen.“ — „Weiter!“ — „Snei¹³.“ — „Was weiter?“ —
 „Dak¹⁴.“

„Was weiter sonst?“ — „Ja weit't¹⁵,“ seggt Hanne Knak.

„Nun denn, mein Söhnchen!“ — „Hagel!“ — „Recht!“

Und wenn ihr nun statt ‚Hagel‘ ‚Havel‘ sprecht,

so habt ihr's ja heraus, ihr findet
 den Fluß, in den die Busse mündet.

Und nun die Havel! Sagt, wie ist ihr Lauf?

Und welcher Fluß nimmt wohl die Havel auf? —

Nun? Nun? Ihr werd't ihn sicher kennen. —

Wer kann von euch den Fluß mir nennen? —

Nicht? — Nun, dann tret mal einer vor, ihr Lieben,

damit ich auf den Weg ihm helfe; —

nun zähle mal!“ — „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben“ —

„Nun weiter!“ — „Achte, neune, zehne, elfe“ —

10) er. 11) wie. 12) halten. 13) Schne. 14) Nebel, Tau. 15) weiß es.

„Halt an! Statt ‚elſe‘ ſaget ihr nun ‚Elbe‘;
 ihr ſehſt, es iſt beinahe dasſelbe. —
 Nun aber...“ — „Herr,“ ſeggt Roſengrün,
 „Dies Stück hätt’ ich Sie ſchon aſſeihn¹⁶,
 das könnt’ ich auch. Wenn Sie das wollen,
 denn mügg¹⁷ ich woll’ne Prauw afhollen¹⁸.“
 „Ja wohl, ja wohl, mein lieber Freund,
 das würd’ mich ganz beſonders freu’n.“
 „Na, denn man zu!“ ſeggt Roſengrün.
 „Da wir nun bei der Elbe ſeind,
 ſo woll’n wir ſehn, wo ſelbe bleibt;
 ins erſt¹⁹ geht ſie nach Hamborg ’ran,
 wo ſie ſehr ſtarke Schiffohrt treibt,
 un wo man wieder ſehen kann,
 wie weiſe Gott es ingerichtet hat,
 daß bei ’ner jeden großen Stadt
 ein großer Fluß fließt auch vorbei,
 damit die Schiffohrt möglich ſei.
 Nu ſag’ mich aber, Jöchen Plaſten,
 wo bleibt nu woll’ die Elbe nahſten²⁰,
 wo mündet ſich die Elbe ’rein? —
 Dat weißt du nich? — Na, Körling Heinz,
 komm du mal her und zähl’ mal eins!“ —
 „Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, neun,
 zehⁿ, elf, zwölf —“ „Halt!“ ſeggt Roſengrün,
 „wo mündet nun die Elbe ’rein?
 Fällt keinem denn der Name ein? —
 Nun, ’s iſt doch ſo ’ne leichte Sach’!
 Denkt doch bei ‚zwölfe‘ etwas nach!
 ‚Zwölf‘ — ‚zwölfe‘! — Tut’s euch überlegen!
 Seid ihr denn alle in den Does²¹?
 Da ſtehn ſie nu, die Doemelkloes’²²! —
 Statt ‚zwölfe‘ müßt ihr ‚Nordſee‘ ſeggen.“

(Aus „Läuſchen un Rimels“. Neue Folge.)

16) abgeſehen. 17) möchte. 18) Probe abhalten. 19) zuerſt. 20) nach-
 her, danach. 21) döſtig. 22) Dämelade, Dummtöpfe.

De Beforgung.

„Hir sünd twei Breiw'¹, verstah² mi recht,³“
 seggt Herr von Busche tau den Knecht,
 „de kannst du mi gelegentlich besorgen,
 un is 't nich hüt³, so is dat morgen.
 Wenn einer mal nah Treptow geiht⁴,
 denn giw s' em mit un segg mi denn Bescheid.“
 Nah ein'ge Tid⁵, dor süht hei sinen Knecht
 un röppt⁶ em tau: „Jehann!“ un fröggt⁷:
 „Hest du de Breiw' herinner bröcht?“ —
 „Ne, Herr! dat wull⁸ sik noch nich schicken.“ —
 „Du büst doch gistern rinner⁹ west.“ —
 „Ja! dat, dat was jo mit de Wicken,
 dat was jo ganz e x prest,
 un Sei, Sei säden¹⁰ mi jo klor,
 dat mit de Breiw', dat hadd noch ganz un gor
 kein H¹¹, dat ded nich dringen,
 ik süll p' gelegentlich herinner bringen.“ —
 „Du büst en Klas¹² un bliwvst¹³ ok ein'!“
 Röppt Herr von Busche. „Na, du mein!
 So'n Dummheit is doch schir¹⁴ tau dull!
 Du büst noch dümmer as en Rind!
 Wenn ik en Esel schicken wull,
 denn hadd 'k dat sülwjt¹⁵ besorgen künnt.“

(Aus „Läuschen un Rimels“.)

Wie der Uhrmacher Droz in seiner Nachtruhe gestört wird.

Dem Uhrmacher Droz in Stavenhagen, der aus Neuchâtel stammt und vor vielen Jahren bei der „grang Nationg“ gedient hat, wird von Mamsell Westphalen ihr Zimmer überlassen, weil er wegen der französischen Einquartierung nicht mehr nach Hause zurückkehren kann. Auf die Decke des Himmelbetts von Mamsell Westphalen hat aber der Schlingel Fritz Sahlmann, der von ihr eine Ohrfeige erhalten hat, heimlich einen Eisklumpen gelegt.

As sei all 'rut¹ sünd, dunn wutscht dat äwer den Gang, wo de Nachtlamp' brennt, in Mamsell Westphalen ehr Stuw herin, dat is

- 1) Briefe. 2) versteh. 3) heute. 4) geht. 5) Zeit. 6) ruft.
 7) fragt. 8) wollte. 9) hinein, dort. 10) sagten. 11) Eile.
 12) Kloß, Trauerfloß. 13) bleibt. 14) gar. 15) selbst.
 1) heraus.

de Spizbauwen-Jung', de Fritz Sahlmann, un hett unner'n Arm en groten Klumpen Is², as en Hauttöppel³ grot; un as 'ne Katt⁴ springt hei⁵ up de Bedd'lad' von Mamsell Westphalen ehr grot Gardinenkutsch⁶ in de Höcht⁷ un leggt den Isklumpen baben⁸ up den Himmel von dat Beddgestell un seggt tau⁹ sik: „Täu¹⁰, du olle Racker! Dit is för de Muldschellen¹¹, de ik kregen¹² heww; dit fall di de upstigende Hitt woll kühlen“, un dormit wutscht hei wedder 'rut ut de Dör¹³.

Herr Droi kümmt nu ok wedder 'rin, treckt¹⁴ sik ut, leggt „la grang Nationg“ vör't Bedd up den Staul¹⁵, pußt dat Licht ut un leggt sik dal¹⁶, reckt sik in dat schöne, weiße Bedd lang ut un seggt: „Ah! Szeh bong!“; hörkt¹⁷ nu up den Storm buten¹⁸ un up den Regen, wo de dal gütt¹⁹, un up dat Resonnieren von de beiden Franzosen nebanan; doch endlich hört dat Szackerieren²⁰ up, un Herr Droi is grad' so twischen Slapen un Waken, dunn²¹ geiht dat: „tap-tap-tap.“ „Ha!“, denkt Herr Droi up Französisch, „dat is dat Spük²² hir nebanan!“ un hörkt nu, wat sin Landslud' woll dortau seggen warden. De liggen ganz still; äwer „tap-tap-tap“ geiht dat ruhig wider, un nu is dat Herr Droin, as wenn't in sin Stuw is. Ja, in sin Stuw is 't, un wenn't in sin Stuw is, denn is 't in de Dör 'rinne²³ kamen, wo süll 't süs²⁴ 'rin kamen sin? Hei grippt also nah einen von sinen Schauh un smitt²⁵ nah de Dör hen, bauß! foht de Schauh gegen de Dör, un up den Gang bullert²⁶ dat, as wenn 't Gewitter inslagen hadd. De Franzosen nebanan fangen an sik tau rögen²⁷ un reden mit enanner. Bald is dat indes wedder still; äwer „tap-tap-tap“ geiht dat wedder dicht bi Herr Droin sin Bedd. Herr Droi richt't sik in En'n²⁸ un bögt²⁹ sik voräwer, um beter hören tau können, — klatsch! — föllt em en Druppen³⁰ up den kahlen Kopp — un klatsch! — noch ein' up de krumme Näs', un as hei vör sik hengrippt³¹, dunn fählt³² hei, dat sin Äwerbedd³³ so bi lütten³⁴ anfangt dörchtaweiken³⁵. „Diangter!“ seggt hei, „dat Dack is nich dicht, un dat leckt

2) Eis. 3) Huttopf. 4) Kage. 5) er. 6) scherzhafte Bezeichnung für Gardinenbett. 7) Höhe. 8) oben. 9) zu. 10) warte du. 11) Maulschellen, Ohrfeigen. 12) gefriegt, bekommen. 13) Türe. 14) zieht. 15) Stuhl. 16) nieder. 17) hörcht. 18) draußen. 19) geht. 20) fluchen. 21) dann. 22) der Spuk. 23) herein. 24) sonst. 25) schmiß, warf. 26) poltert. 27) rühren. 28) in die Höhe. 29) beugt. 30) Tropfen. 31) hingreift. 32) fühlst. 33) Oberbett. 34) allmählich. 35) durchzuweichen.

dörch de Bähn³⁶. Wat nu?“ Hei verföllt natürlick glik up dat vernünftigste Mittel, up wat en Minsch in so'n Umstän'n verfallen kann, hei will mit sin Bedd ümtrecken³⁷; hei steiht also up un fangt mit de olle swere Beddclad' t' ens³⁸ den Kopp an tau schurren³⁹, denkt äwer nich an den Franzosen sin Kaskett⁴⁰ un Säbel, de in de Eck stahn, un — heft nich geseihn — schurrt dat an de Wand entlang un klappert un rummelt⁴¹ up den Sautbodden dal. Herr Droz verfirt sik⁴² nich slicht un steiht un hörkt, un — richtig! — de beiden Franzosen sünd upwakt von den Spektakel un schellen un futern⁴³. Hei denkt äwer, dat mag jo woll hulpen⁴⁴ heww'n un krüppt in't Bedd. Nu was de oll Isklumpen äwer all schön dörchdäu't, un dat pirrt⁴⁵ natürlick in dat Bedd herin; hei liggt 'ne Wil, äwer dat löppt ümmer düller⁴⁶, dat ward em all so käuhlfhaftig, dat Water sleiht all dörch, un hei denkt — natürlick up Französisch —: „Nu slapen se woll. Wenn du dat Sauten'n⁴⁷ nu so nahbringen künnst, denn müggst du jo woll von de Eck loskamen“; steiht up un rückt dat Sauten'n los — bauß! — föllt sin Obergewehr de Wand entlang up den Sautbodden⁴⁸, un hett dat irst nich knallt, denn knallt dat nu.

Dor stunn nu de arm Uhrkenmaker un bet⁴⁹ sik up de Lipp' un kau't sik up de Nägel un höll⁵⁰ de Luft an, as wenn sin Atenhaleu de Franzosen upwecken künn, de nebenan all ludhals'⁵¹ schimpten un schandierten un „Szilangz“ repen⁵² un an de Wand kloppten. „Kö fährt?“ säd hei up Französisch vör sik hen. „De irste Not möt kihrt⁵³ warden, as dat oll Wiw⁵⁴ säd, dunn slog s' den Backeltrog intwei⁵⁵ un makte dat Sürwater⁵⁶ dormit heit“, krop⁵⁷ in dat Bedd un säd: „Gott sei Dank! Nu bün ik ut de Eck.“ Hei was äwer ut den Regen in de Drupp⁵⁸ kamen, denn — strull! göt dat 'runner von den Bähn — strull! — göt dat in dat Bedd herin. Em würd ganz kolt un waterig tau Maud⁵⁹, as wir hei 'ne Pogg⁶⁰ in Frühjohrstid. — Dat hülp em allens nich, hei müßt wedder 'rut un müßt wedder ümtrecken; äwer lijing⁶¹, dat hei nickas umstötten⁶² ded. Hei treckte in de ein' Eck', dor was 't doch vörher drög⁶³ west, hei treckte in de

36) Boden, Speicher. 37) umziehen. 38) zu Ende. 39) rücken. 40) Helm.
41) rumort. 42) erschrickt. 43) schelten und fluchen. 44) geholfen.
45) rieselt. 46) toller. 47) Fußende. 48) Fußboden. 49) biß. 50) hielt.
51) laut. 52) riefen. 53) gefehrt, gefegt. 54) Weib. 55) entzwei.
56) Wasser zum Anfeuern des Brotes. 57) froch. 58) Traufe. 59) zu Mut.
60) Frosch. 61) leise. 62) umstoßen. 63) trocken.

anner Eck', dor was 't doch ok drög weft, un so fährte hei de schöne lange Nacht mit de Gardinenkutsch' in de Stuw ümmer rund herüm, lifing, ganz lifing, äwer wo hei henkamm, was ok de Leck.

So stunn⁶⁴ hei denn nu in'n blanken Hemd midden in Stuw un sünn⁶⁵ un sünn, wo⁶⁶ dit wol wir, un wo dat woll wir, un slog sik endlich up Französisch mit de Hand vör'n Kopp un säd: „Ik Schapskop!“ denn em was en Licht upgahn.⁶⁷ Dat heit⁶⁸ in'n Kopp, denn in de Stuw was 't düster, un Licht müßt hei doch hewwen.⁶⁹ Hei sleek⁷⁰ sik also lifing 'rut⁷¹ up den Gang, un — richtig! — dor brennt ok de Lamp noch; hei steck⁷² sin Licht an, gung t'rügg, lüch'te nah den Beddhimmel 'rup, sach dor wat haben liggen, säd: „Ah, Kannalje!“, steg up de Bedd'lad', kunnt äwer nich langhen. Hei reckte sik nah Möglichkeit un grawwelte⁷³ up den Isklumpen 'rüm. De was äwer tau gliwewerig⁷⁴, hei let sik nich faten.⁷⁵ Parblöh! Einen halben Toll⁷⁶ länger! Hei leggt sik mit aller Gewalt in 't Geschirr, — knack! — seggt de Himmel, un Himmel un Isklumpen un Droi, allens föllt gegen de Franzosen ehr Wand, un dor liggt Herr Droi unner de unschülligen witten⁷⁷ Gardinen un ampelt⁷⁸ mit de nackten Beinen in de Luft herüm, as können de vertellen⁷⁹, wo ehren Herrn tau Maud was.

(Aus „Ut de Franzosentid“.)

Worüm Bräfig so let¹, as hadd de Bliß in em slagen, un worüm hei² as Admiral an den Mast stunn.

Leutnant Arel von Rambow hat geheiratet. Mit seiner jungen Frau kommt er von der Hochzeitsreise und wird auf dem väterlichen Gute erwartet. Große Vorbereitungen zum Empfang sind getroffen.

Un so was 't. — Ja, in Pümpelhagen würden Kräns' bunnen³, un 'ne Ihrenport⁴ was upricht't, un as Hawermann den annern Morgen de Anstalten äwersach⁵ un Marie Möllers noch hir un dor en beten Gräuns⁶ un en beten Blaumenwarcks⁷ henstoppen ded, un Fritz Triddelfiß, ganz as Volongtöhr erster Klasse, mit sinen gräunen Jagdsnipel⁸ un witte⁹ ledderne Hosen un gele Stulpstäveln¹⁰ un

64) stand. 65) sann. 66) wie. 67) aufgegangen. 68) heißt.
 69) haben. 70) schlich. 71) heraus. 72) stetzte. 73) griff. 74) schlüpfzig.
 75) fassen. 76) Zoll. 77) weißen. 78) sich abmühen. 79) erzählen.
 1) ließ. 2) er. 3) gebunden. 4) Ehrenpforte. 5) überfah.
 6) Grünes. 7) Blumenwert. 8) Jagdfrack. 9) weiß. 10) Stulpenstiefel.

en blaurodes Halsdauk¹¹ mang¹² de Hawjungs¹³ un Daglöhners herümmerstolzierte, kamm denn nu ok Unkel Bräsig an, ganz in Wichs: hellblage¹⁴ enge Sommerhofen un en brunen Torfstöcker¹⁵ von Anno so un sovel, de em hinnenwarts gaut naug bet up de¹⁶ Waden dekte, äwer von vören let, as hadd de Blij mal in em slagen un em de brune Bork afreten¹⁷, un 't kamm nu dat gele Holt¹⁸ dor in en brede Stripen tau'm Dörschin, denn hei drog dorunner 'ne schöne gele Pikehwest. — Up den Kopp natürlich en dreiviertel hogen, sidenen Haut. — „Gu'n Morgen, Korl! — Na, wo steht's. — Haha! — Da steht ja schon die ganze Appanage! — Schön, Korl! — Die Ehrenpforte hätt' aber was höher sein müssen, un rechtsch un linksch hätte sie as mit en paar Türme verposamentiert²⁰ werden müssen; ich hab' das mal zu den ollen Friedrich Franzen seine Zeit zu Güstrow gesehen, als er dahinein triumphierte. — Aber wo habt ihr denn die Fahn'?“ — „'ne Fahn'?“ frog Hawermann, „de hewwen wi nich.“ — „Korl, besinn dir! — Wo könnt ihr ohne Fahn' assistieren?²¹ der Herr Leutnant ist ja bei's Militär gewesen, er muß doch 'ne Fahn' haben. Möllern,“ rep hei, ahn²² sik an wider wat tau kihren, „holen Sie mich mal zwei Leutebettlaken un nähren Sie sie mal in die Längde zusammen; Kriechan Päsel, hol' mich mal einen rechten glatten, schiren Bohnenschacht²³, un Sie, Triddelfitz, holen Sie mich mal den Pinsel, wo die Säcke mit gezeichnet werden, un en Tintenfaß!“ „Äwer, mein Gott, Zacharies, wat makst du nu noch för Geschichten!“ säd Hawermann un schüddelte mit den Kopp. — „Korl,“ säd Bräsig, „es ist 'ne Gnad von Gott, daß er bei die Preußen gestanden hat, hätt er bei die Meckelnbürger gestanden, wir hätten die Kalören²⁴ nich 'rausgekriegt; aber bei die Preußen? Schwarze Tinte, weißes Laken! und die Kalören sind da.“ Hawermann wull irst Insprak dauhn²⁵, äwer hei dacht: na, lat em! de jung' Herr ward woll 'rute fählen²⁶, dat allens gaud meint is.

Un Bräsig makte sik nu doräwer²⁷ her un malte mit den Pinsel en grottes „Divat!!!“ — „Halt't stramm!“ rep hei²⁸ Marie Möllers

11) blutrotes Halstuch. 12) unter. 13) Hofjungen. 14) hellblaue. 15) scherzhafte Bezeichnung für Grad. 16) gut genug bis auf die. 17) abgerissen. 18) das gelbe Holz. 19) breiten. 20) verbrämt. 21) bestehen (= existieren). 22) ohne. 23) gerade Bohnenstange. 24) Farben (couleur). 25) Einspruch erheben. 26) herausfühlen. 27) darüber. 28) rief er.

un Friß Triddelfißen tau, de em dorbi helpen müßten, „daß der Herr Leutnant un die Frau Leutnanten richtig 'raufkommen auf die Sahn'!“ denn hei hadd sik achter²⁹ dat Divat för „Herr Leutnant“ un „Fru Leutnanten“ entschaid't, indem dat hei irst „A. von Rambow“ un „S. von Satrup“ dacht hadd; äwer dat wiren blot en por Eddelmannsnamen, un mit de hadd hei sin Lew' lang³⁰ tau dauhn³¹ hatt un höll³² 't nich för wat Besonders: äwer mit Leutnants hadd hei nich recht wat tau dauhn hatt, un dörum höll hei dat för en sihr hogen Titel.

Un as hei nu sine Sahn' farig³³ hadd, lep hei dormit 'rümmer up den Hof un stek sei ut den bäwelsten Bähn³⁴ von't Herrnhus' un puste de Trepp' wedder dal³⁵, üm sei sik von unnen antauseihn, un stek sei ut de Kurnbähnluk³⁶ un ut de Schapitalluk, äwer 't wull em narends³⁷ gefallen. „Korl, es läßt nich“, säd hei verdreitlich; äwer nah en kortes Besinnen stellte hei sik för de gräune Ihrenpurt vörtau³⁸ un rep: „Korl, was such ich länger? — Dies ist ihr richtiger Punkt, von wo sie sich ausnimmt.“ — „Je, äwer Bräsig,“ säd Hawermann, „nu verdeckst du uns äwer ganz de Ihrenpurt, un achter de hogen Pappeln kümmt, jo kein Lufttog³⁹ an de Sahn' un de ollen sworn Beddlaken hängen jo an den Bohmenschacht dal⁴⁰, as en Istappen von verleden⁴¹ Winter.“ — „Wird allens gemacht, Korl“, rep Bräsig un halte en lang En'n Bandwarks⁴² ut de Tasch' un bünn't an dat bäwelste⁴³, bütelste⁴⁴ En'n von sine Sahn'. — „Gust Kegel,“ rep hei den Swinjungen tau, „kannst du gaud stigen?“ — „Ja, Herr Entspekter“, säd Gust. — „Na, mein lieber Schweinemarkür“⁴⁵ säd hei un lachte äwer sinen Spaß, un alle Knechts un Hawjungs und -dirns lachten mit, „denn nimm dich mal das End' von den Band un klatter⁴⁶ in die Pappel un zieh stramm!“ — Un Gust makte sin Sak ganz utgeteikent⁴⁷ un treckte de Sahn stramm un hißte⁴⁸ dat Segel up, as wenn ganz Pümpelhagen nu affegeln wull, un Bräsig stunn an den Bohmenschacht, as stünn hei an den Mast in 'ne Seeslacht un kummandierte dat Ganze: „Meineswegens kann er nu kommen, ich bin prat.“⁴⁹ (Aus „Ut mine Stromtid“.)

29) hinter. 30) Leben lang. 31) zu tun. 32) hielt. 33) fertig.
 34) oberste Dachgeschoß. 35) hinunter. 36) Kornbodenlücke. 37) nirgends.
 38) voraus. 39) Luftzug. 40) herunter. 41) vergangen. 42) Bindfaden.
 43) oberste. 44) äußerste. 45) Schweinefellner. 46) kletterte. 47) aus-
 gezeichnet. 48) hißte. 49) fertig (parat).

Theodor Storm.**Aus der Heimat.**

Hier ist es, wo ich als Kind gestreift
 und die Beere gepflückt, die am Abgrund reift;
 still war's, wie jetzt, im Laube;
 fernher nur hört' ich durch Rankengeflecht
 die Schläge der Art und den pickenden Specht
 und das Girren der wilden Taube.

O, Träume, schön wie Märchen der Seen,
 umschwebten mich dort, wenn beim Abendwehn
 ich ruht' am Felsenhange;
 und vor mir lag, wie im Traum ich's sah,
 voll goldener Schlösser das Leben da —
 so lange das her, so lange!

Aus der Welt da draußen nun kehrt' ich zurück;
 wie Märchen alles dahin, das Glück
 und Hoffen und Lieb' und Glaube!
 Im Walde lieg ich, wie einst ich lag,
 und höre von ferne der Äzte Schlag
 und das Girren der wilden Taube.

Im Grafe.

Um mich schwärmender Bienen Gesumm;
 fernher Singen von Schnittern;
 Sommerlüfte, die heiß ringsum
 über die Wiese zittern.

Hoch aus dem dunkelnden Himmelsblau,
 drin die Wolken verschwimmen,
 quillt es und rinnt hernieder der Tau,
 säufelt wie liebliche Stimmen.

Gaukelt und lacht mir hinweg das Leid,
 hebt die Erdengewichte,
 bis die Seele, gelöst, befreit,
 schwärmt in dem himmlischen Lichte.

Abseits.

Es ist so still; die Heide liegt
im warmen Mittagssonnenstrahle,
ein rosenroter Schimmer fliegt
um ihre alten Gräbermale;
die Kräuter blühen; der Heideduft
steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
in ihrem goldnen Panzerröckchen,
die Bienen hängen Zweig um Zweig
sich an der Edelheide Glöckchen;
die Vögel schwirren aus dem Kraut —
die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
steht einsam hier und sonnbeschienen;
der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
behaglich blinzeln nach den Bienen;
sein Junge auf dem Stein davor
schinkt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
ein Schlag der Dorfuh, der entfernten.
Dem Alten fällt die Wimper zu,
er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Ostern.

Es war daheim auf unserm Meeresdeich;
ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
zu mir herüber scholl verheißungsreich
mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
die Möwen schossen blendend hin und her,
eintauchend in die Flut die weißen Flügel.

Im tiefen Koge¹ bis zum Deichesrand
 war sammetgrün die Wiese aufgegangen;
 der Frühling zog prophetisch über Land,
 die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen —

Entfesselt ist die urgewalt'ge Kraft,
 die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
 und alles treibt, und alles webt und schafft,
 des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

Der Flut entsteigt der frische Meeresduft,
 vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;
 der Frühlingswind geht klingend durch die Luft,
 und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O, wehe fort, bis jede Knospe bricht,
 daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
 entfalte dich, du gottgebornes Licht,
 und wanke nicht, du feste Heimaterde! —

Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
 aufgor das Meer zu gischtbestäubten Hügeln,
 wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
 die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.

Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
 den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
 denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
 das Land ist unser, unser soll es bleiben.

Eine Frühlingsnacht.

Im Zimmer drinnen ist so schwül;
 der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.

Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
 sein Herz ist müde, sein Auge verwacht.

Er lauscht auf der Stunden rinnenden Sand;
 er hält die Uhr in der weißen Hand.

Er zählt die Schläge, die sie pikt,
 er forschet, wie der Weiser rückt.

1) eingedeichtes, der See abgewonnenes Land.

Er fragt ihn, ob er noch leb' vielleicht,
wenn der Weiser die schwarze Drei erreicht.

Die Wartfrau sitzt geduldig dabei,
harrend bis alles vorüber sei. —

Schon auf dem Herzen drückt ihn der Tod —
und draußen dämmert das Morgenrot;

an die Fenster klettert der Frühlingstag.
Mädchen und Vögel werden wach.

Die Erde lacht in Liebeschein,
Pfingstglocken läuten den Frühling ein;
singende Burschen ziehn übers Feld
hinein in die blühende, klingende Welt. —

Und immer stiller wird es drin;
die Alte tritt zum Kranken hin.

Der hat die Hände gefaltet dicht;
sie zieht ihm das Laken übers Gesicht.

Dann geht sie fort. Stumm wird's und leer,
und drinnen wacht kein Auge mehr.

Ottoberslied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub,
schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
unchristlich oder christlich,
ist doch die Welt, die schöne Welt
so gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub
schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
 doch warte nur ein Weilchen!
 Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
 es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
 und ehe sie verfließen,
 wir wollen sie, mein wakrer Freund,
 genießen, ja genießen.

Ein Sterbender.

Am Fenster sitzt er, alt, gebrochnen Leibes,
 und trommelt müßig an die feuchten Scheiben;
 grau ist der Wintertag und grau sein Haar.
 Mitunter auch besieht er aufmerksam
 der Adern Hüpfen auf der welken Hand.
 Es geht zu Ende; ratlos irrt sein Aug'
 von Tisch zu Tisch, drauf Schriftwerk aller Art,
 sein harrend, hoch und höher sich getürmt.
 Vergebens! Was er täglich sonst bezwang,
 es ward ein Berg; er kommt nicht mehr hinüber.
 Und dennoch, wenn auch trübe, lächelt er
 und sucht wie sonst noch mit sich selbst zu scherzen;
 ein Aktenstoß in tücht'gen Stein gehauen,
 es dünket ihn kein übel Epitaph.
 Doch streng aufs neue schließet sich sein Mund;
 er kehrt sich ab, und wieder mit den grellen
 Pupillen starrt er in die Luft
 und trommelt weiter an den Fensterscheiben.
 Da wird es plötzlich hell; ein bleicher Strahl
 der Winter Sonne leuchtet ins Gemach
 und auf ein Bild gegenüber an der Wand.
 Und aus dem Rahmen tritt ein Mädchenkopf,
 darauf wie Frühtau noch die Jugend liegt;
 aus großen hold erstaunten Augen sprüht
 Verheißung aller Erden seligkeit.
 Er kennt das Wort auf diesen roten Lippen,
 er nur allein. Erinnerung faßt ihn an;
 Sata Morgana steigen auf betörend;

Iau wird die Luft — wie hold die Lüfte wehen!
 Mit Rosen ist der Garten überschüttet,
 auf allen Büschen liegt der Sonnenschein.
 Die Bienen summen; und ein Mädchenlachen
 fliegt süß und silbern durch den Sommertag.
 Sein Ohr ist trunken. „O, nur einmal noch!“
 Er lauscht umsonst, und seufzend sinkt sein Haupt.
 „Du starbst. — Wo bist du? — Gibt es eine Stelle
 noch irgendwo im Weltenraum, wo du bist? —
 Denn daß du mein gewesen, daß das Weib
 dem Manne gab der unbekante Gott, —
 ach dieser unergründlich süße Trunk,
 und süßer stets, je länger du ihn trinkst,
 er läßt mich zweifeln an Unsterblichkeit;
 denn alle Bitternis und Not des Lebens
 vergilt er tausendfach; und drüberhin
 zu hoffen, zu verlangen weiß ich nichts!“
 In leere Luft ausstreckt er seine Arme:
 „Hier diese Räume, wo du einst gelebt,
 erfüllt ein Schimmer deiner Schönheit noch;
 nur mir erkennbar, wenn auch meine Augen
 geschlossen sind, von keinem dann gesehn.“

Vor ihm mit dunklem Weine steht ein Glas,
 und zitternd langet seine Hand danach;
 er schlürft ihn langsam, aber auch der Wein
 erfreut nicht mehr sein Herz. Er stützt das Haupt.
 „Einschlafen, fühl' ich, will das Ding, die Seele,
 und näher kommt die rätselhafte Nacht!“ — —
 Ihm unbewußt entfliehen die Gedanken
 und jagen sich im unermessnen Raum. —
 Da steigt Gesang, als wollt's ihn aufwärtstragen;
 von drüben aus der Kirche schwillt der Chor.
 Und mit dem innern Auge sieht er sie,
 so Mann als Weib, am Stamm des Kreuzes liegen.
 Sie blicken in die bodenlose Nacht;
 doch ihre Augen leuchten feucht verklärt
 als sähen sie im Urquell dort des Lichts
 das Leben jung und rosig auferstehn.

„Sie träumen,“ spricht er — leise spricht er es —
 „und diese bunten Bilder sind ihr Glück.
 Ich aber weiß es, daß die Todesangst
 sie im Gehirn der Menschen ausgebrütet.“
 Abwehrend streckt er seine Hände aus:
 „Was ich gefehlt, des einen bin ich frei;
 gefangen gab ich niemals die Vernunft,
 auch um die lockendste Verheißung nicht;
 was übrig ist, — ich harre in Geduld.“
 Mit klaren Augen schaut der Greis umher;
 und während tiefer schon die Schatten fallen,
 erhebt er sich und schleicht von Stuhl zu Stuhl
 und setzt sich noch einmal dort an den Tisch,
 wo ihm so manche Nacht die Lampe schien.
 Noch einmal schreibt er; doch die Feder sträubt sich;
 sie, die bisher dem Leben nur gedient,
 sie will nicht gehen in den Dienst des Todes;
 er aber zwingt sie, denn sein Wille soll
 so weit noch reichen, als er es vermag.

Die Wanduhr mißt mit hartem Pendelschlag,
 als dränge sie, die fliehenden Sekunden;
 sein Auge dunkelt; ungesehen naht,
 was ihm die Feder aus den Fingern nimmt.
 Doch schreibt er mühsam noch in großen Zügen,
 und Dämm'rung fällt wie Asche auf die Schrift:
 „Auch bleib der Priester meinem Grabe fern;
 zwar sind es Worte, die der Wind verweht,
 doch will es sich nicht schicken, daß Protest
 gepredigt werde dem, was ich gewesen,
 indes ich ruh' im Bann des ew'gen Schweigens.“

Die Söhne des Senators bekommen Streit wegen des Gartens.

Nach dem Tode des Senators Christian Albrecht Jovers und seiner Frau wollen die beiden erwachsenen Söhne den Nachlaß teilen.

An einem Sonntagvormittage im November gingen die beiden Brüder, Herr Christian Albrecht und Herr Friedrich Jovers, in dem großen, ungeheizten Festsaale des Familienhauses schweigend auf und ab. Die Morgen-sonne, welche noch vor kurzem durch die kleinen

Scheiben der drei hohen Fenster hineingeschienen hatte, war fortgegangen, die großen Spiegel an den Zwischenwänden standen fast düster zwischen den grauseidenen Vorhängen. Fast behutsam traten die Männer auf, als wollten sie in dem weiten Gemache den Wiederhall nicht wecken; endlich blieben sie vor einer zierlichen Schatulle mit Spiegelaufsatz stehen, dessen reichvergoldete Verkrönung aus einer von Amoretten gehaltenen Rosengirlande bestand. „Hm,“ sagte Christian Albrecht, „Mama selig, als sie in ihren letzten Jahren einmal ihren Muff hier aus der Schublade nahm, da nickte sie dem einen Spiegel zu; ‚du Schelm,‘ sagte sie, ‚wo hast du das schmucke Antlitz hingetan, das du mir sonst so eifrig vorgehalten hast! Nun guck einmal, Christian Albrecht, was ich da herauschaut!“ Die alte, heitere Frau, dann gab sie mir die Hand und lachte herzlich.“

Die beiden Brüder blickten auf das stumme Glas; kein junges Gesicht blickte mehr heraus; auch nicht das liebe alte, das sie besser noch als jenes kannten. Schweigend gingen sie weiter; sie legten fast wie mit Ehrfurcht ihre Hand bald auf das eine, bald auf das andere der umherstehenden Geräte, als wäre es noch in ihrer Knabenzeit, wo ihnen der Eintritt hier nur bei Familienfesten und zur Weihnachtszeit vergönnt gewesen war. Wie damals war unter der schweren Stuckrossette der Gipsdecke das stille Bliken der großen Kristallkrone; wie damals hingen über dem Kanapee, den Fenstern gegenüber, die lebensgroßen Brustbilder der Eltern in ihrem Brautstaate, daneben in höherem Alter die der Großeltern, deren altmodische Gestalten ihnen in der Dämmerung ihrer frühesten Jugendzeit entschwanden.

„Christian Albrecht,“ sagte der Jüngere, und der vom Vater ererbte strenge Zug um den Mund verschwand ein wenig, „hier darf nichts gerückt werden.“

„Ich meine auch nicht, Friedrich.“

„Es verbleibt dir sonach mit dem Hause.“

„Und der Papagei? Den haben wir vergessen.“

„Ich denke, der gehört auch mit zum Hause.“

Christian Albrecht nickte. „Und du nimmst dagegen das beste Tafel-silber und das Sevresporzellan, das hier neben in der Geschirrkammer steht!“

Friedrich nickte; eine Pause entstand.

„So wären wir denn mit unserer Teilung fertig!“ sagte Christian Albrecht wieder.

Friedrich antwortete nicht; er stand vor den Familienbildern, als ob er eingehend sie betrachten müsse; sein Kopf drückte sich immer weiter in den Nacken, bis der schwarzseidene Haarbeutel im rechten Winkel von dem schokoladefarbenen Rocke abstand. „Es ist nur noch der Garten“, sagte er endlich, als ob er etwas ganz Beiläufiges erwähne.

Aber in des Bruders sonst so ruhigem Antlitz zuckte es, wie wenn ein lang Gefürchtetes plötzlich ausgesprochen wäre. „Den Garten könntest du mir lassen“, sagte er beklommen, „die Auslösungssumme magst du selbst bestimmen!“

„Meinst du, Christian Albrecht?“

„Ich meine es, Friedrich. Du sagst es selbst, du seiest ein geborener Hagestolz; — aber ich und meine Christine, unsere Ehe wird gesegnet sein! Hier haben wir nur den engen Steinhof; bedenke es, Bruder, wo sollen wir mit den lieben Geschöpfen hin? Und dann — du selber! Im Pavillon, an den Sonntagnachmittagen! Du wirst doch lieber deine junge Schwägerin, als deine härbeißige Witwe Antje Möllern unserer Mutter Kaffeetisch verwalten sehen!“

„Deinen Kindern,“ erwiderte der andere, ohne umzublicken, „wird mein Garten nicht verschlossen sein.“

„Das weiß ich, lieber Friedrich; aber Kinderhände in meines ordnungsliebenden Herrn Bruders Ranunkel- und Levkoienbeeten!“

Friedrich antwortete hierauf nicht. „Es ist ein Kodizil¹ zu unseres Vaters Testament gewesen,“ sagte er, als spräche er zu den Bildern oder zu der Wand ihm gegenüber, „danach sollte mir der Garten werden; die Ablösungssumme ist mir nicht bekannt geworden, die magst du bestimmen oder sonst bestimmen lassen.“

Der Ältere nahm fast gewaltsam seines Bruders Hand. „Du weißt es von unserer seligen Mutter, daß unser Vater, da sie das Schriftstück einmal in die Hand bekam, ausdrücklich geheißen hat: ‚Zerreiße es; die Brüder sollen sich darum vertragen.‘“

„Es ist aber nicht zerrissen worden.“

„Das weiß ich wohl; es trat im selben Augenblick ein Fremder in das Zimmer, und derothalben unterblieb es damals; aber später, am Tage nach selig Vaters Begräbnis, hat unsere Mutter den Willen des Verstorbenen ausgeführt.“

1) Nachtrag.

„Das war ein volles Jahr nachher.“

„Friedrich, Friedrich!“ rief der Ältere. „Willst du verklagen, was unsere Mutter tat!“

„Das nicht, Christian Albrecht; aber Mama selig versierte¹ in einem Irrtum; sie war nicht mehr befugt, das Schriftstück zu zerreißen.“

Auf dem Antlitz des älteren Bruders stand es für einen Augenblick wie eine ratlose Frage; dann begann er, in dem weiten Saale auf- und abzuwandern, bis er mit ausgestreckten Armen in der Mitte stehen blieb. „Gut,“ sagte er, „du wünschst den Garten, wir beide wünschen ihn! aber dabei soll unseres Vaters Wort in Ehren bleiben; teilen wir, wenn du willst, daß jeder seine Hälfte habe!“

„Und jeder ein verhunztes Stück bekäme!“

„Nun denn, so lösen wir! Laß uns hinuntergehen, Christine kann die Lose machen!“

Herr Friedrich hatte sich umgewandt; sein dem Bruder zugekehrtes Antlitz war bis über die dichten Augenbrauen hinauf gerötet. „Was mein Recht ist,“ sagte er heftig, „das setze ich nicht aufs Los.“

In diesem Augenblicke klang das Negerlied des Papageien aus dem Unterhaus herauf; ein alter Diener hatte die Tür des Saales geöffnet: „Madame läßt bitten; es ist angerichtet.“

„Gleich! Sogleich!“ rief Christian Albrecht. „Wir werden gleich hinunterkommen.“

Der Diener verschwand; aber die Herren kamen nicht.

Nach einer Viertelstunde trat unten aus dem Wohnzimmer eine jugendliche Frau mit leicht gepudertem Köpfcgen auf den Flur hinaus; behende erstieg sie die breite Treppe bis zur Hälfte und rief dann nach dem Saal hinauf: „Seid Ihr denn noch nicht fertig? Friedrich! Christian Albrecht! Soll denn die Suppe noch zum drittenmal zu Feuer!“

Es erfolgte keine Antwort; aber nach einer Weile, während der Stöckelschuh der hübschen Frau ein paarmal ungeduldig auf der Stufe aufgeklappert hatte, wurde oben die Saaltür aufgestoßen, und Friedrich kam allein die Treppe herab.

Die junge Frau Senatorin — denn ihr Eheliebster war kürzlich seinem Vater in dieser Würde nachgefolgt — sah ihn erschrocken an.

1) handelte.

„Friedrich!“ rief sie, „wie siehst du aus? Und wo bleibt Christian Albrecht?“

Aber der Schwager stürmte ohne Antwort an ihr vorüber. „Wünsche wohl zu speisen!“ murmelte er und stand gleich darauf schon unten an der Haustür, die Klinke in der Hand.

(Aus „Die Söhne des Senators“.)

Wilhelm Raabe.

Das Armen- und Siedenhaus in dem Dorfe Krodebeck.

Der schlaue, unternehmende Barbier eines kleinen Harzer Nestes, Dietrich Häußler, zieht mit seiner schönen, auf dem Gutshofe erzogenen Tochter in die Welt, um das Glück zu suchen. Als unglückliches Weib mit einem Kinde wird die schöne Marie nach Jahren wieder in die Heimat zurückgeschafft, kommt ins Siedenhaus und stirbt dort. (Biese.)

Die Landstraße führt durch das Dorf Krodebeck, und jenseits des Dorfes, dem Norden zu, liegt ein wenig abseits der Straße ein kleines ärmliches Haus oder vielmehr eine niederträchtige verwahrloste Hütte neben einem Wassertümpel und dem Kirchhofe: das Armen- und Siedenhaus der Gemeinde. Unmalersich ist das Ding nicht. Die Eschen- und Hollunderbäume des Kirchhofs bilden einen ganz freundlichen Hintergrund für das graue Strohdach; allein ein Vergnügen ist es keineswegs, in dem Siedenhause von Krodebeck leben und dem Dorfe zur Last liegen zu müssen.

Die Hütte enthielt zwei Gemächer, das eine rechts, das andere links von der morschen Eingangstür; dazu eine sehr primitive Zigeunerküche und unter dem Dach einen engen Bodenraum, in welchen Wind, Regen und Sonnenschein nach Belieben eindringen konnten. Manches liebes Jahr hatten an den schwarzen klebrigen Pfosten gerüttelt, und niemand zählte die schleichenden Schritte der Verlorenen, welche diese unglückselige Schwelle ausgetreten hatten. Von den kahlen Wänden hatte sich der Kalküberwurf längst abgelöst. Die Scheiben in den niedrigen Fenstern schillerten in jenen ironischen Regenbogenfarben, welche ein so arger Hohn auf jenes Himmelszeichen sind, das einst der liebe Gott als den Bogen des Friedens über die ertränkten Geschlechter ausspannte; und gerade weil das alles so war, so hatte das Haus seine Geschichte, wie das stolzeste Königsschloß, so gut wie das Heidelberger Schloß, die Alhambra und was es sonst für Ruinen in der Welt gibt.

Aber niemand hatte diese Geschichte aufgezeichnet, und so müssen wir uns an der melancholischen Moral genügen lassen, welche aus allen Ruinen aufwächst, einerlei ob sie einen Historienfchreiber fanden oder nicht.

In dunkeln, windvollen Herbst- und Winternächten tastete etwas wie mit unsicheren Händen an den Wänden hin, klopfte an die Fenster und ächzte und stöhnte in den Winkeln, oder gab sich mit einem dumpfen Fall und schnellem Laufen und Trappeln auf dem Dachboden kund. Dann kam es auch wohl häufig mit dem Ruß im Schornstein wie ein Schnarchen und Schnauben herunter, wie ein Fluch auf die harte, böse Welt, die solche Zufluchtsorte für ihre Armen, Kranken und Beladenen bauen kann; dann — ja dann war es Nacht und Winter und nicht heller Tag und Sommer, wie damals als das alte Weib, in jener Zeit die einzige Bewohnerin des Siedenhauses, am offenen Fenster in der Sonne saß und auf der Landstraße jenen Karren, der eine große Ähnlichkeit mit dem Schüdderump hatte, vorbeikommen sah.

Das wäre die rechte Historiographin für die Hütte gewesen, diese alte Frau, welche an jenem Tage das Reich allein hatte im Siedenhaus zu Krodebeck, und welche schon so manche Generation in dem armseligen, häßlichen Asyl hatte kommen und schwinden sehen! Es ist die Eigenart solcher Häuser, daß sie manchmal voll bis zum Überlaufen und manchmal leer sind wie das Gehirn eines Narren oder wie das Herz eines Klugen. Es hat Zeiten gegeben, wo der Raum für die Bewohner des Hauses durch Kreidestriche auf dem Fußboden nach Zollen abgemessen war, wo das Alter in jedem Winkel hochte und mummelte, wo die Krankheit bis unter das Strohdach wimmerte und wild hinauschrte, wo unter den Lagerstätten der mit dem Nervenfieber Befallenen die Kinder krochen, kreischten und trappelten; bis der Tod und der Gemeinderat aufräumten. Der letztere pflegte nämlich in den Nervenfieberzeiten Erd- und Strohhütten auf dem Anger vor dem Dorfe zu errichten.

Der Säufferwahnsinn, der Blödsinn und die gemeine verkommene Brutalität des aus dem Zuchthaus entlassenen Verbrechers waren in dem Siedenhaus zusammengeläuft worden.

(Aus „Der Schüdderump“.)

Ein Brief.

In einer Vorstadt, genannt „Zum Vogelsang“, verüben zwei Jungen, Delten Andres und Karl Krumhardt, allerlei dumme Streiche. Karl wird aber von seinem Vater streng erzogen und muß fleißig arbeiten, während Delten von seiner Mutter viel Freiheit gelassen wird. Er fällt denn auch in der Reifeprüfung durch; Karl jedoch besteht sie glänzend und bezieht die Universität. Folgenden Brief erhält dieser von seinem Freund:

Lieber Freund!

Denn dafür halte ich Dich noch trotz Schiller und aller Würde, die jegliche schöne Vertraulichkeit zwischen Dir und mir zu einem Dinge der Unmöglichkeit machen sollte. Du kannst es mir ja übrigens sagen oder schreiben, wenn es Dir gar nicht mehr paßt, das bisherige angenehme Verhältnis zwischen uns.

Einfach großartig war es von Dir. Mathematik sehr gut — Latein gut — Griechisch fast gut — Geschichte und so weiter gut — deutsche Sprache und Literatur genügend. Mensch, Göttergünstling, da Du ihn doch fürs erste weniger brauchst, so pumpe mir ihn, Deinen wohlorganisierten Hirnkasten, für nächste Ostern bloß auf acht Tage. Auf Ehre, Du kriegst ihn bestens geschont umgehend zurück. — Meine Mutter fragt eben: „Junge, was hast du wieder im Kopfe?“ Die Benachrichtigung aber: „Ich schreibe an Karlchen Krumhardt, daß ich mir ein Muster an ihm nehme“, hat sie gottlob sofort beruhigt, ob meines Stierens ins Blaue, und ich soll Dich grüßen. — Mir selber liegt ja leider weniger dran, mich nicht noch mal zu blamieren; aber der alten Frau möchte ich doch den Verdruß, und Deinem würdigen Erzeuger sein melancholisches Behagen an meiner Schande nicht zum zweitenmal zum vollen Auskosten anbieten. Ich büffle. Und Du Ochse treibst Dich fessellos in der süßen Freiheit herum; und teure Angehörige sowie Staat und Kirche halten Dir schon die volle Krippe und den warmen Stall bereit, wenn Du heimkehrst von der blumigen Wiese Deiner jungen Ungebundenheit. Mir blühte bis jetzt hier im Vogelsang bloß die Eselswiese, und wäre ich nicht ich und meine Alte sie, so wäre die Geschichte einfach nicht zum Aushalten gewesen, der faulen Redensarten wegen ob meiner bodenlosen Faulheit. Na ja! Hätte mich nicht auch unser allerhöchste Regierender, das heißt eigentlich mehr unsere allergnädigste Landesmutter, kommen lassen, um mich persönlich kennenzulernen und mir ins Gewissen zu reden, so hätte allgemach meine Mutter jedem, der sich nach mir erkundigte,

nur sagen können: „Unterm Sofa steckt er. Locken Sie ihn mal! Ich kriege ihn weder durch Güte noch durch Gewalt mehr drunter weg.“ — Cäsar und sein Glück! Die Geschichte ist so ulkig, daß sie sogar meiner Alten die Kummertränen getrocknet hat. Dir, mein Junge schreibe ich sie nur, um sie, wenn sie sonst brieflich an Dich gelangen sollte, auf das richtige Maß herunterzudrücken. Eigentlich war es Unsinn; aber da kein anderer augenblicklich vorhanden war, so mußte ich wohl dran: ich habe Schlappen für die menschliche Gesellschaft gerettet!... Du kennst die öde Jammerseele in Baumwolle, Watte und mit Glacé. Mußte es dem Optimatenjimpel — äh, hä, ja, nä — einfallen, auf die brüchige Stelle im Eise zu geraten und durchzubrechcn! God gracious!¹ würde Mistreß Trogendorf gekreisch't haben; aber Ellie, die das hochnäsige Vieh beinahe mit heruntergerissen hätte ins Verderben, setzte sich gottlob nur zeternd neben das Loch, in welchem der Tropf verschwunden war; das übrige kannst Du denken. Ein Riesenuk, aber etwas kühler Natur! Und mit dem Kopfe, wie eine Fliege an der Fensterscheibe, in der feuchten Tiefe herumzuzurren und vergeblich nach dem Auswege zu suchen, auch gerade kein Vergnügen, noch dazu mit der Verpflichtung, einen anderen Blechschädel am Schopfe zu halten und mit nach oben zu nehmen. Na, er — atmete lang und atmete tief und begrüßte das himmlische Licht — Schiller ist nicht unten gewesen, sonst würde sein Taucher-gedicht um ein Merkliches kürzer sein und sich wahrscheinlich auf ein „Brr! Pfui Deubel!“ beschränken, höchstens mit dem Zusatz: „Lieber nicht zum zweitenmal!“ Daß wir — Schlappe und ich, nicht länger unten blieben, als nötig war, kann uns kein Mensch verdenken. Kurz, also ich brachte die Honoratiorenpuppe glücklich wieder zutage, fand das halbe Residenznest in vorsichtiger Entfernung um die Bruchstelle versammelt: von dem Rest schweigt des Sängers Bescheidenheit. So dumme verbrüllte Frauenzimmergesichter, wie die des Vogelfangs, möchte ich aber doch nicht gern wieder um mich sehen — um den gloriossten Schnupfen in der Welt nicht! Sie sämtlich mit strömenden Augen, ich mit fließender Nase und etwas verkrackeltem linken Handgelenk.

Volle vierzehn Tage hat es gedauert, bis die Arche wieder auf dem Trockenen saß. Meine Alte war selbstverständlich die erste, die den

1) gütiger Gott.

Suß wieder auf festen Boden setzte und meinte: „Junge, wenn es nun nicht so gut für uns abgelaufen wäre?“

„Cäsar und sein Glück, und Unkraut vergeht nicht, Mama!“

Si vales, bene est, ego valeo, bis auf die dumme linke Vorderpfote, die ich fürs erste noch in Windeln und Schindeln zu tragen habe.

D. Andres.

(Aus „Die Akten des Vogelsangs“.)

Gottfried Keller.

Abendlied.

Augen, meine lieben Fensterlein,
gebt mir schon so lange holden Schein,
lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lieder zu,
löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
taftend streift sie ab die Wanderschuh,
legt sich auch in ihre finstre Truh.

Noch zwei Sünklein sieht sie glimmend stehn
wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
bis sie schwanken und dann auch vergehn,
wie von eines Salters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
von dem goldnen Überfluß der Welt.

Abendregen.

Langsam und schimmernd fiel ein Regen,
in den die Abendsonne schien;
der Wanderer schritt auf schmalen Wegen
mit düst'rer Seele drunter hin.

Er sah die großen Tropfen blinken
im Fallen durch den goldnen Strahl;
er fühlt' es kühl aufs Haupt ihm sinken
und sprach mit schauernd süßer Qual:

„Nun weiß ich, daß ein Regenbogen
sich hoch um meine Stirne zieht,
den auf dem Pfad, so ich gezogen,
die heitre Ferne spielen sieht.

Und die mir hier am nächsten stehen,
und wer mich wohl zu kennen meint,
sie können selber doch nicht sehen,
wie er versöhnend ob mir scheint.

So wird, wenn andre Tage kamen,
die sonnig auf dies Heute sehn,
um meinen fernen blassen Namen
des Friedens heller Bogen stehn.“

Stille der Nacht.

Willkommen, klare Sommernacht,
die auf betauten Fluren liegt!
Begrüßt mir, goldne Sternenpracht,
die spielend sich im Weltraum wiegt!

Das Urgebirge um mich her
ist schweigend, wie mein Nachtgebet;
weit hinter ihm hör' ich das Meer
im Geist und wie die Brandung geht.

Ich höre einen Flötenton,
den mir die Luft von Westen bringt,
indes herauf im Osten schon
des Tages leise Ahnung dringt.

Ich sinne, wo in weiter Welt
jezt sterben mag ein Menschenkind —
und ob vielleicht den Einzug hält
das viel ersehnte Heldenkind.

Doch wie im dunklen Erdental
ein unergründlich Schweigen ruht,
ich fühle mich so leicht zumal
und wie die Welt so still und gut.

Der letzte leise Schmerz und Spott
verschwindet aus des Herzens Grund;
es ist, als tät' der alte Gott
mir endlich seinen Namen kund.

Morgen.

So oft die Sonne aufersteht,
erneuert sich mein Hoffen
und bleibet, bis sie untergeht,
wie eine Blume offen;
dann schlummert es ermattet
im dunklen Schatten ein,
doch eilig wacht es wieder auf
mit ihrem ersten Schein.

Das ist die Kraft, die nimmer stirbt
und immer wieder streitet,
das gute Blut, das nie verdirbt,
geheimnisvoll verbreitet!
Solang noch Morgenwinde
voran der Sonne wehn,
wird nie der Freiheit Fehterschar
in Nacht und Schlaf vergehn!

Waldlieder I.

Arm in Arm und Kron' auf Krone steht der Eichenwald verschlungen,
heut hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen.

Fern am Rande fing ein junges Bäumchen an, sich sacht zu wiegen,
und dann ging es immer weiter an ein Sausen, an ein Biegen;

kam es her in mächt'gem Zuge, schwoll es an zu breiten Wogen,
hoch sich durch die Wipfel wälzend kam die Sturmesflut gezogen.

Und nun sang und pfiff es greulich in den Kronen, in den Lüften,
und dazwischen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal schwang die höchste Eiche gellend ihren Schaft alleine,
donnernder erscholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine!

Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen;
alles Laub war weißlich schimmernd nach Nordosten hingestrichen.

Also streicht die alte Geige Pan der Alte laut und leise,
 unterrichtend seine Wälder in der alten Weltenweise.

In den sieben Tönen schweift er unerschöpftlich auf und nieder,
 in den sieben alten Tönen, die umfassen alle Lieder.

Und es lauschen still die jungen Dichter und die jungen Sinken,
 kauern in den dunklen Büschen sie die Melodien trinken.

Die Ansprache auf dem Schützenfest zu Aarau.

Ein Kreis von sieben alten bewährten Freunden in Zürich, die Gesellschaft der Aufrechten oder Freiheitsliebenden, wie sie sich nannten, beschloß, sich 1848 am eidgenössischen Freischießen in Aarau zu beteiligen, einen silbernen Becher zu stiften und ihr Fähnlein weihen zu lassen. Zimmermeister Frymann übernimmt es nach langem Zögern, hierbei eine Ansprache zu halten. Als sie aber zum Festplatz kommen, verliert er allen Mut und weigert sich, die Rede zu halten. In dieser Not übernimmt es der junge Karl Hediger, den sie treffen, der Sohn des Schneidermeisters und Mitglieds der Aufrechten, für ihn einzuspringen.

„Liebe Eidgenossen!

Wir sind da unser acht Mannli mit dem Fahkli gekommen, sieben Grauköpfe mit einem jungen Fähndrich! Wie ihr seht, trägt jeder seine Büchse, ohne daß wir den Anspruch erheben, absonderliche Schützen zu sein; zwar fehlt keiner die Scheibe, manchmal trifft auch einer das Schwarze; wenn aber einer von uns einen Zentrumschuß tun sollte, so könnt ihr darauf schwören, daß es nicht mit Fleiß geschehen ist. Wegen des Silbers, das wir aus euerem Gabensaal forttragen werden, hätten wir also ruhig können zu Hause bleiben.

Und dennoch, wenn wir auch keine ausbündigen Schützen sind, hat es uns nicht hinter dem Ofen gelitten; wir sind gekommen, nicht Gaben zu holen, sondern zu bringen; ein bescheidenes Becherlein, ein fast unbescheiden fröhliches Herz und ein neues Fahkli, das mir in der Hand zittert vor Begierde auf eurer Fahnenburg zu wehen. Das Fahkli nehmen wir aber wieder mit, es soll nur seine Weihe bei euch holen! Seht, was mit goldner Schrift darauf geschrieben steht: Freundschaft in der Freiheit! Ja, es ist sozusagen die Freundschaft in Person, welche wir zum Feste führen, die Freundschaft von Vaterlandes wegen, die Freundschaft aus Freiheitsliebe! Sie ist es, welche diese sieben Kahlköpfe, die hier in der Sonne schimmern, zusammengeführt hat vor dreißig, vierzig Jahren, und zusammengehalten hat durch alle Stürme, in guten und schlimmen Zeiten! Es ist ein

Verein, der keinen Namen hat, keinen Präsidenten und keine Statuten; seine Mitglieder haben weder Titel noch Ämter, es ist ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation, das jetzt für einen Augenblick aus dem Wald heraustritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mit zu rauschen und zu brausen mit den tausend andern Kronen in der heimeligen Waldnacht des Volkes, wo nur wenige sich kennen und nennen können und doch alle vertraut und bekannt sind.

Kurz, ein Kind, welchem man eine kleine Arche Noe geschenkt hat, angefüllt mit bunten Tierchen, Männlein und Weiblein, kann nicht vergnügter darüber sein, als diese Alten über das liebe Vaterländchen sind mit den tausend Dingen darin, vom bemoosten alten Hecht auf dem Grunde seiner Seen bis zum wilden Vogel, der um seine Eisfirnen flattert. Ei! was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welches Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen; denn es ist im Vaterland!

So werden sie nun zu Philosophen, den Wert der irdischen Dinge betrachtend und erwägend; aber sie können über die wunderbare Tatsache des Vaterlandes nicht hinauskommen. Zwar sind sie in ihrer Jugend auch gereist und haben vieler Herren Länder gesehen, nicht voll Hochmut, sondern jedes Land ehrend, in dem sie rechte Leute fanden; doch ihr Wahlspruch blieb immer: Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deine liebe!

Diese Alten hier haben ihre Jahre in Arbeit und Mühe hingbracht; sie fangen an, die Hinfälligkeit des Fleisches zu empfinden, den einen zwickt es hier, den andern dort. Aber sie reisen, wenn der Sommer gekommen ist, nicht ins Bad, sie reisen zum Feste. Der eidgenössische Festwein ist der Gesundbrunnen, der ihr Herz erfrischt; das sommerliche Bundesleben ist die Luft, die ihre alten Nerven stärkt, der Wellenschlag eines frohen Volkes ist das Seebad, welches ihre steifen Glieder wieder lebendig macht. Ihr werdet ihre weißen Köpfe alsobald untertauchen sehen in diesem Bad! So gebt uns nun, liebe Eidgenossen, den Ehrentrunke! Es lebe die Freundschaft im Vaterlande! Es lebe die Freundschaft in der Freiheit!"

(Aus: „Das Söhnlein der sieben Aufrechten“ Züricher Novellen.)

Der Wettlauf der gerechten Kammacher.

In Seldwyla werden drei Kammachergesellen, die jahrelang beim selben Meister gearbeitet haben, entlassen, weil nur noch Arbeit für einen Gesellen vorhanden ist. Derjenige von ihnen, der im Wettlauf den Sieg davonträgt, soll aber weiter beschäftigt werden. Die Gesellen gehen eine halbe Stunde lang, begleitet von der Jungfer Züs Bünzlin, die den Sieger im Wettlauf zu heiraten versprochen hat; dann treten sie zum Wettlauf an, der am Hause des Meisters enden soll.

Wie von einer Wespe gestochen, sprangen die Gesellen auf, stellten sich auf die Beine. Da standen sie nun und sollten mit denselben einander den Rang ablaufen, mit denselben guten Beinen, welche bislang nur in bedachtem ehrbarem Schritt gewandelt! Keiner wußte sich mehr zu besinnen, daß er je einmal gesprungen oder gelaufen wäre; am ehesten schien sich noch der Schwabe zu trauen und mit den Füßen sogar leise zu scharren und sie ungeduldig zu heben. Die Gesellen sahen sich ganz sonderbar und verdächtig an, waren bleich und schwigten dabei, als ob sie schon im heftigsten Laufen begriffen wären.

„Gebet euch“, sagte Züs, „noch einmal die Hand!“ Sie taten es, aber so willenlos und lässig, daß die drei Hände kalt voneinander abglitten und abfielen wie Bleihände. „Sollen wir denn wirklich das Torenerwerk beginnen?“ sagte Jobst und wischte sich die Augen, welche anfangen zu träufeln. „Ja,“ versetzte der Bayer, „sollen wir wirklich laufen und springen?“ und begann zu weinen. „Und Sie, allerliebste Jungfer Bünzlin?“ sagte Jobst heulend, „wie werden Sie sich verhalten?“ — „Mir geziemt,“ antwortete sie und hielt sich das Schnupftuch vor die Augen, „mir geziemt zu schweigen, zu leiden und zuzusehen!“ Der Schwabe sagte freundlich und listig: „Aber dann nachher, Jungfer Züsi?“ „O Dietrich!“ erwiderte sie sanft, „wissen Sie nicht, daß es heißt, der Zug des Schicksals ist des Herzens Stimme?“ Und dabei sah sie ihn von der Seite so verblümt an, daß er abermals die Beine hob und Lust verspürte, sogleich in Trab zu geraten. Während die zwei Nebenbuhler ihre kleinen Felleisenfuhrwerke in Ordnung brachten und Dietrich das gleiche tat, streifte sie abermals seinen Ellenbogen oder trat ihn auf den Fuß; auch wischte sie ihm den Staub von dem Hute, lächelte aber gleichzeitig den anderen zu, wie wenn sie den Schwaben auslachte, doch so, daß es dieser nicht sehen konnte. Alle drei bliesen jetzt mächtig die Backen auf und

sandten große Seufzer in die Luft. Sie sahen sich um nach allen Seiten, nahmen die Hüte ab, wischten sich den Schweiß von der Stirn, strichen die steif geklebten Haare und setzten die Hüte wieder auf. Nochmals schauten sie nach allen Winden und schnappten nach Luft. Züs erbarmte sich ihrer und war so gerührt, daß sie selbst weinte. „Hier sind noch drei dürre Pflaumen,“ sagte sie, „nehmt jeder eine in den Mund und behaltet sie darin, das wird euch erquickern! So ziehet denn dahin und kehret die Torheit der Schlechten um in Weisheit der Gerechten!“ Jedem steckte sie die Pflaume in den Mund, und er sog daran. Jobst drückte die Hand auf seinen Magen und rief: „Wenn es denn sein muß, so sei es in Gottes Namen!“ und plötzlich fing er, indem er den Stock erhob, mit stark gebogenen Knien mächtig an auszuschnreiten, und zog sein Felleisen an sich. Kaum sah dies Fridolin, so folgte er ihm nach mit langen Schritten, und ohne sich ferner umzusehen, eilten sie schon ziemlich hastig die Straße hinab. Der Schwabe war der letzte, der sich aufmachte, und ging mit listig vergnügtem Gesicht und scheinbar ganz gemächlich neben Züs her, wie wenn er seiner Sache sicher und edelmütig seinen Gefährten einen Vorsprung gönnen wollte. Züs belobte seine freundliche Gelassenheit und hing sich vertraulich an seinen Arm. „Ach, es ist doch schön!“ sagte sie mit einem Seufzer, „eine feste Stütze zu haben im Leben! Selbst wenn man hinlänglich begabt ist mit Klugheit und Einsicht und einen tugendhaften Weg wandelt, so geht es sich auf diesem Wege doch viel gemütlicher am vertrauten Freundesarme!“ „Der Tausend, ei ja wohl, das wollte ich wirklich meinen!“ erwiderte Dietrich und stieß ihr den Ellenbogen tüchtig in die Seite, indem er zugleich nach seinen Nebenbuhlern spähte, ob der Vorsprung auch nicht zu groß würde, „sehen Sie wohl, werteste Jungfer! Kommt es ihnen allendlich? Merken Sie, wo Barthel den Most holt?“ „O, Dietrich,“ sagte sie mit einem noch viel stärkeren Seufzer, „ich fühle mich oft recht einsam!“ „Hopsele, so muß es kommen!“ rief er und sein Herz hüpfte wie ein Häschen im Weißkohl. „O Dietrich,“ rief sie und drückte sich fester an ihn; es ward ihm schwül, und sein Herz wollte zerspringen vor pffiffigem Vergnügen; aber zugleich entdeckte er, daß seine Vorläufer nicht mehr sichtbar, sondern um eine Ecke herum verschwunden waren. Sogleich wollte er sich losreißen von Züs Arm und jenen nachspringen; aber sie hielt ihn so fest, daß es ihm nicht gelang, und klammerte sich an, wie wenn sie schwach würde. „Dietrich!“ flüsterte

sie, die Augen verdrehend, „lassen Sie mich jetzt nicht allein, ich vertraue auf Sie, stützen Sie mich!“ „Den Teufel noch einmal, lassen Sie mich los, Jungfer!“ rief er ängstlich, „oder ich komm' zu spät und dann ade Zipfelmütze!“ „Nein, nein! Sie dürfen mich nicht verlassen, ich fühle, mir wird übel!“ jammerte sie. „Übel oder nicht übel!“ schrie er und riß sich gewaltsam los; er sprang auf eine Erhöhung und sah sich um und sah die Läufer schon in vollem Rennen weit den Berg hinunter. Nun setzte er zum Sprung an, schaute sich aber im selben Augenblicke noch einmal nach Züs um. Da sah er, wie sie am Eingange eines engen schattigen Waldpfades saß und lieblich lockend ihm mit den Händen winkte. Diesem Anblicke konnte er nicht wiederstehen, sondern eilte, statt den Berg hinunter, wieder zu ihr hin. Als sie ihn kommen sah, stand sie auf und ging tiefer in das Holz hinein, sich nach ihm umsehend; denn sie dachte ihn auf alle Weise vom Laufen abzuhalten und so lange zu verzieren, bis er zu spät käme und nicht in Seldwyl bleiben könne.

Unterdessen hatte sich in der Stadt die Kunde von dem seltsamen Unternehmen der drei Gesellen verbreitet und der Meister selbst zu seiner Belustigung die Sache bekannt gemacht; deshalb freuten sich die Seldwylser auf das unverhoffte Schauspiel und waren begierig, die gerechten und ehrbaren Kammacher zu ihrem Späße laufen und ankommen zu sehen. Eine große Menschenmenge zog vor das Tor und lagerte sich zu beiden Seiten der Straße, wie wenn man einen Schnellläufer erwartet. Die Knaben kletterten auf die Bäume, die Alten und Rückgesetzten saßen im Grase und rauchten ihr Pfeifchen, zufrieden, daß sich ihnen ein so wohlfeiles Vergnügen aufgetan. Selbst die Herren waren ausgerückt, um den Hauptspaß mit anzusehen, saßen fröhlich diskutierend in den Gärten und Lauben der Wirtschaftshäuser und bereiteten eine Menge Wetten vor. In den Straßen, durch welche die Läufer kommen mußten, waren alle Fenster geöffnet, die Frauen hatten in den Visitenstuben rote und weiße Kissen ausgelegt, die Arme darauf zu legen, und zahlreichen Damenbesuch empfangen, so daß fröhliche Kaffeegesellschaften aus dem Stegreif entstanden und die Mägde genug zu laufen hatten, um Kuchen und Zwieback zu holen. Vor dem Tore aber sahen jetzt die Buben auf den höchsten Bäumen eine kleine Staubwolke sich nähern und begannen zu rufen: „Sie kommen, sie kommen!“ Und nicht lange dauerte es, so kamen Fridolin und Jobst wirklich wie ein Sturmwind herangesaust, mitten

auf der Straße, eine dicke Wolke Staubes aufrührend. Mit der einen Hand zogen sie die Felleisen, welche wie toll über die Erde flogen, mit der andern hielten sie die Hüte fest, welche ihnen im Nacken saßen, und ihre langen Röcke flogen und wehten um die Wette. Beide waren von Schweiß und Staub bedeckt, sie sperrten den Mund auf und lechzten nach Atem, sahen und hörten nichts, was um sie her vorging, und dicke Tränen rollten den armen Männern über die Gesichter, welche sie nicht abzuwischen Zeit hatten. Sie liefen sich dicht auf den Fersen, doch war der Bayer voraus um eine Spanne. Ein entsetzliches Geschrei und Gelächter erhob sich und dröhnte, soweit das Ohr reichte. Alles raffte sich auf und drängte sich dicht an den Weg, von allen Seiten rief es: „So recht, so recht! Lauft, wehr' dich, Sachs! halt dich brav, Bayer! Einer ist schon abgefallen, es sind nur noch zwei!“ Die Herren in den Gärten standen auf den Tischen und wollten sich ausschütten vor Lachen. Ihr Gelächter dröhnte aber donnernd und fest über den haltlosen Lärm der Menge weg, die auf der Straße lagerte, und gab das Signal zu einem unerhörten Freudentage. Die Buben und das Gesindel strömten hinter den zwei armen Gesellen zusammen, und ein wilder Haufen, eine furchtbare Wolke erregend, wälzte sich mit ihnen zum Tore zu; selbst Weiber und junge Gassenmädchen liefen mit und mischten ihre hellen quiekenden Stimmen in das Geschrei der Burschen. Schon waren sie dem Tore nah, dessen Türme von Neugierigen besetzt waren, die ihre Mützen schwenkten; die zwei rannten wie scheu gewordene Pferde, das Herz voll Qual und Angst; da kniete ein Gassenjunge wie ein Kobold auf Jobst's fahrendes Felleisen und ließ sich unter dem Beifallsgeschrei der Menge mitfahren. Jobst wandte sich und flehte ihn an loszulassen, auch schlug er mit dem Stocke nach ihm; aber der Junge duckte sich und grinste ihn an. Darüber gewann Fridolin einen größeren Vorsprung, und wie Jobst es merkte, warf er ihm den Stock zwischen die Füße, daß er hinstürzte. Wie aber Jobst über ihn wegspringen wollte, erwischte ihn der Bayer am Rockschöß und zog sich daran in die Höhe; Jobst schlug ihn auf die Hände und schrie: „Laß los, laß los!“ Fridolin ließ aber nicht los, Jobst packte dafür seinen Rockschöß, und nun hielten sie sich gegenseitig fest und drehten sich langsam zum Tore hinein, nur zuweilen einen Sprung versuchend, um einer dem andern zu entrinnen. Sie weinten, schluchzten und heulten wie Kinder und schrien in unfäglicher Beklemmung: „O Gott! laß los! Du lieber

Heiland, laß los Jobst! laß los Fridolin! laß los du Satan!“ Dazwischen schlugen sie sich fleißig auf die Hände, kamen aber immer um ein wenig vorwärts. Hut und Stock hatten sie verloren, zwei Buben trugen sie, die Hüte auf die Stöcke gesteckt, voran und hinter ihnen her wälzte sich der tobende Haufen; alle Fenster waren von der Damenwelt besetzt, welche ihr silbernes Gelächter in die unten tosende Brandung warf, und seit langer Zeit war man nicht so fröhlich gestimmt gewesen in dieser Stadt. Das rauschende Vergnügen schmeckte den Bewohnern so gut, daß kein Mensch den zwei Ringenden ihr Ziel zeigte, des Meisters Haus, an welchem sie endlich angelangt. Sie selber sahen es nicht, sie sahen überhaupt nichts, und so wälzte sich der tolle Zug durch das ganze Städtchen und zum anderen Tore wieder hinaus. Der Meister hatte lachend unter dem Fenster gelegen, und nachdem er noch ein Stündchen auf den endlichen Sieger gewartet, wollte er eben weggehen, um die Früchte seines Schwanks zu genießen, als Dietrich und Züs still und unversehens bei ihm eintraten.

(Aus: „Die drei gerechten Kammacher“. „Die Leute von Seldwyla“ I. Bd.)

Der erste Schultag.

Der „grüne Heinrich“, so genannt wegen der grünen Jacken und Röcklein, die seine Mutter aus den nachgelassenen Uniformstücken ihres verstorbenen Gatten für ihn anfertigte, kommt mit sechs Jahren in die Schule. (Der „grüne Heinrich“ ist Keller selbst, denn „der Roman ist zum größten Teil erlebte Wirklichkeit“ [Ermatinger]).

Sechs Jahre alt, sah ich mich eines schönen Morgens in einen melancholischen Saal versetzt, in welchem etwa fünfzig bis sechzig kleine Knaben unterrichtet wurden. In einem Halbkreis mit sieben anderen Kindern um eine Tafel stehend, auf welcher große Buchstaben prangten, lauschte ich sehr still und gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten. Da wir sämtlich Neulinge waren, so wollte der Oberschulmeister, ein ältlicher Mann mit einem großen groben Kopfe, die erste Leitung selbst für eine Stunde besorgen und forderte uns auf, abwechselnd die sonderbaren Figuren zu benennen. Ich hatte schon seit geraumer Zeit einmal das Wort Pumpernickel gehört, und es gefiel mir ungemein, nur wußte ich durchaus keine leibliche Form dafür zu finden, und niemand konnte mir eine Auskunft geben, weil die Sache, welche diesen Namen führte, einige hundert Stunden weit

zu Hause ist. Nun sollte ich plötzlich das große P benennen, welches mir in seinem ganzen Wesen äußerst wunderbar und humoristisch vorkam, und es ward in meiner Seele klar, und ich sprach mit Entschiedenheit: „Dieses ist der Pumpnickel!“ Ich hegte keinen Zweifel, weder an der Welt, noch an mir, noch am Pumpnickel, und war froh in meinem Herzen. Aber je ernsthafter und selbstzufriedener mein Gesicht in diesem Augenblicke war, desto mehr hielt mich der Schulmeister für einen durchtriebenen und frechen Schalk, dessen Bosheit sofort gebrochen werden mußte, und er fiel über mich her und schüttelte mich eine Minute lang so wild an den Haaren, daß mir Hören und Sehen verging. Dieser Überfall kam mir seiner Fremdheit und Neuheit wegen wie ein böser Traum vor, und ich machte augenblicklich nichts daraus, als daß ich stumm und tränenlos, aber voll innerer Beklemmung den Mann ansah. Als jedoch der Schulmeister sah, daß ich nur erstaunt nach meinem Kopfe langte, ohne zu weinen, fiel er noch einmal über mich her, um mir den vermeintlichen Trotz und die Verstocktheit gründlich auszutreiben. Ich litt nun wirklich; anstatt aber in ein Geheul auszubrechen, rief ich flehentlich in meiner Angst: „Sondern erlöse uns von dem Bösen!“ und hatte dabei Gott vor Augen, von dem man mir so oft gesagt hatte, daß er dem Bedrängten ein hilfreicher Vater sei. Für den guten Lehrer aber war dies zu stark; der Fall war nun zum außerordentlichen Ereignisse gediehen, und er ließ mich daher stracks los, mit aufrichtiger Bekümmernis darüber nachdenkend, welche Behandlung hier angemessen sei. Wir wurden für den Vormittag entlassen, der Mann führte mich selbst nach Hause. Erst dort brach ich heimlich in Tränen aus, indem ich abgewandt am Fenster stand und die ausgerissenen Haare aus der Stirn wuschte, während ich anhörte, wie der Mann, der mir im Heiligtum unserer Stube doppelt fremd und feindlich erschien, eine ernsthafte Unterredung mit der Mutter führte und versichern wollte, daß ich schon durch irgendein böses Element verdorben sein mußte. Sie war nicht minder erstaunt als wir beiden anderen, indem ich, wie sie sagte, ein durchaus stilles Kind wäre, welches bisher noch nie aus ihren Augen gekommen sei und keine groben Unarten gezeigt hätte. Allerlei seltsame Einfälle hätte ich allerdings bisweilen; aber sie schienen nicht aus einem schlimmen Gemüte zu kommen, und ich mußte mich wohl erst ein wenig an die Schule und ihre Bedeutung gewöhnen. Der Lehrer gab sich zufrieden, doch mit Kopfschütteln,

und war innerlich überzeugt, wie sich aus wiederholten Fällen ergab, daß ich gefährliche Anlagen zeige. Er sagte auch sehr bedeutsam beim Abschied, daß stille Wasser gewöhnlich tief wären.

Am Nachmittage wurde ich wieder in die Schule geschickt, und ich trat mit großem Mißtrauen in die gefährlichen Hallen, welche die Verwirklichung seltsamer und beängstigender Träume zu sein schienen. Ich bekam aber den bösen Schulmann nicht zu Gesicht; er hielt sich in einem Verschlage auf, welcher eine Art Geheimzimmer vorstellte und ihm zur Einnahme von kleinen Kollationen¹ diente. An der Türe dieses Verschlages befand sich ein rundes Fensterchen, durch welches der Tyrann öfters den Kopf zu stecken pflegte, wenn draußen ein Geräusch entstand. Die Glascheibe dieses Fensterchens fehlte seit geraumer Zeit, so daß er durch den leeren Rahmen sein Haupt weit in die Schulstube hineinstrecken konnte zur sattfamen Umsicht. An diesem verhängnisvollen Tage nun hatte der Hausmeister gerade während der Mittagszeit die fehlende Scheibe ersetzen lassen, und ich schielte eben ängstlich nach ihr, als sie mit hellem Klirren zersprang und der umfangreiche Kopf meines Widersachers hindurchfuhr. Die erste Bewegung in mir war ein Aufjauchzen herzlichster Freude, und erst als ich sah, daß er übel zugerichtet war und blutete, da wurde ich betreten, und es ward zum dritten Male klar in meiner Seele, und ich verstand die Worte: „Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“ — So hatte ich an diesem ersten Tage schon viel gelernt; zwar nicht, was der Pumpnickel sei, wohl aber, daß man in der Not einen Gott anrufen müsse, daß er gerecht sei und uns zu gleicher Zeit lehre, keinen Haß und keine Rache in uns zu tragen.

(Aus: „Der grüne Heinrich“, I. Teil.)

Jeremias Gotthelf.

Das Erntefest.

Das Erntefest ist einer der Haupttage im Bauernleben. Einem armen Tagelöhner und seinem Weibe, welche das ganze Jahr die Erdäpfel sparen müssen und kein Stückchen Fleisch sehen, ist ein Erntefest, an welchem Wein, zwei oder drei Arten Fleisch und Kuchen genug sind, wirklich ein Tag aus dem tausendjährigen Reiche, auf den

1) Mahlzeiten.

sie sich das ganze Jahr durch freuen, und traurig seufzen, wenn er vorbei ist. Der Geizigste schämt sich, an diesem Tage zu sparen, und wenn es ihn schon reut, er verbirgt es. Es liegt auch eine Art von religiösem Gefühl, oder wenn man will, eine Art von Aberglauben zugrunde. Es ist eine christliche Opfermahlzeit. Der Geber alles Guten hat wiederum seine Hand aufgetan, den Fleiß des Landmanns gesegnet, den Schoß der Erde gesegnet; da kommt's auch dem Härtesten ins Gemüt, daß er Gott Dank schuldig sei, etwas opfern solle. Er rüstet eine Mahlzeit, gibt ungezählt den an solchen Tagen fast herdenweise herumziehenden Armen die Kuchen weg an der Kirchentüre und läßt essen und trinken eine Nacht und einen Tag lang seine Söhne, und Knechte und Mägde und den Fremdling, der bei ihm wohnet, soviel ihr Herz gelüstet. Wo die rechte alte Freigebigkeit noch vorwaltet, da heißt man nicht nur die, welche in der Ernte gearbeitet haben, kommen, sondern alle, welche durch das Jahr für das Haus gearbeitet haben. Und weit und breit wird erzählt, wie einst einer einen Arbeitsmann im Hause gehabt habe an einem Samstag, der am Abend mit aller Arbeit fertig geworden wäre. Am Mittag sei der Bauer zu ihm gegangen und habe ihm gesagt, er wolle mit ihm richtig machen, sie könnten ihn jetzt entbehren. Darauf habe ihm jener gesagt, es sei ihm zuwider, jetzt fortzugehen, so verliere er einen halben Tag, und bis zum Abend würde er fertig. „Mein, sag du nur, was ich dir jetzt schuldig bin. Ich will es dir gerade sagen, warum: Diese Nacht haben wir das Erntefest, da haben wir nicht Platz für dich. Komm dann eher morgen ein wenig wieder, wenn du magst.“

Ist dieser Opfertag vorbei, dann liest der Geizige die Brosamen zusammen, benutzt sie sorgfältig und schließt Kisten und Kästen für ein Jahr lang zu.

(Aus: „Uli der Knecht“.)

Conrad Ferdinand Meyer.

Säerspruch.

Bemeßt den Schritt, bemeßt den Schwung!
 Die Erde bleibt noch lange jung!
 Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht.
 Die Ruh ist süß. Es hat es gut.

Hier eins, das durch die Scholle bricht.
 Es hat es gut. Süß ist das Licht.
 Und keines fällt aus dieser Welt,
 und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

In Harnesnächten.

Die Rechte streckt ich schmerzlich oft
 in Harnesnächten
 und fühlt' gedrückt sie unverhofft
 von einer Rechten. —
 Was Gott ist, wird in Ewigkeit
 kein Mensch ergründen,
 doch will er treu sich allezeit
 mit uns verbinden.

Schillers Bestattung.

Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
 und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
 Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
 mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit!
 Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
 Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
 von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
 schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius war's.

Das Kreuz.

Heut ist der erste leidenvolle Tag,
 da ich mich nicht vom Lager heben mag!
 Auf seiner Meeresinsel stöhnt' und fleht'
 und wimmerte der wunde Philoktet;
 mir geht das Jammern wider die Natur,
 weit eher noch entführe mir ein Schwur.
 Doch beiß' ich schweigend nur die Lippe mir;
 denn als ein Christ und Ritter lieg' ich hier.
 Fernab die Welt. Im Reiche meines Blicks
 an nackter Wand allein das Kruzifix!

An hellen Tagen liebt' in Hof und Saal
ich nicht das Bild des Schmerzes und der Qual;

doch Qual und Schmerz ist auch ein irdisch Teil,
das wußte Christ und schuf am Kreuz das Heil.

Je länger ich's betrachte, wird die Last
mir abgenommen um die Hälfte fast,

denn statt des Einen leiden unser Zwei:
mein dorngekrönter Bruder steht mir bei.

(Aus: „Huttens letzte Tage“.)

Am Julierpaß.

Die Mittagssonne stand über der kahlen, von Felsköpfen umragten Höhe des Julierpasses im Lande Bünden. Die Steinwände brannten und schimmerten unter den stechenden senkrechten Strahlen. Zuweilen, wenn eine geballte Wetterwolke emporquoll und vorüberzog, schienen die Bergmauern näher heranzutreten und, die Landschaft verengend, schroff und unheimlich zusammenzurücken. Die wenigen zwischen den Felszacken herniederhängenden Schneeflecke und Gletscherzungen leuchteten bald grell auf, bald wichen sie zurück in grünliches Dunkel. Es drückte eine schwüle Stille, nur das niedrige Geflatter der Steinlerche regte sich zwischen den nackten Blöcken, und von Zeit zu Zeit durchdrang der scharfe Pfiff eines Murmeltieres die Einöde.

In der Mitte der sich dehrenden Paßhöhe standen rechts und links vom Saumpfade zwei abgebrochene Säulen, die der Zeit schon länger als ein Jahrtausend trogen mochten. In dem durch die Verwitterung beckenförmig ausgehöhlten Bruche des einen Säulstumpfes hatte sich Regenwasser gesammelt. Ein Vogel hüpfte auf dem Rande hin und her und nippte von dem klaren Himmelswasser.

Jetzt erscholl aus der Ferne, vom Echo wiederholt und verhöhnt, das Gebell eines Hundes. Hoch oben an dem stellenweise grasbewachsenen Hange hatte ein Hirt im Mittagschlaf gelegen. Nun sprang er auf, zog seinen Mantel fest um die Schultern und warf sich in kühnen Schwüngen von einem vorragenden Felssturme hinunter zur Einholung seiner Schafherde, die sich in weißen, beweglichen Punkten nach der Tiefe hin verlor. Einer seiner zottigen Hunde setzte ihm nach,

der andere, vielleicht ein altes Tier, konnte seinem Herrn nicht folgen. Er stand auf einem Vorsprunge und winselte hilflos.

Und immer schwüler und stiller glühte der Mittag. Die Sonne rückte vorwärts, und die Wolken zogen.

Am Fuße einer schwarzen, vom Gletscherwasser befeuchteten Felswand rieselten die geräuschlos sich herunterziehenden Silberfäden in das Becken eines kleinen Sees zusammen. Gigantische, seltsam geformte Felsblöcke umfaßten das reinliche, bis auf den Grund durchsichtige Wasser. Nur an dem einen flacheren Ende, wo es talwärts abfließend, sich in Stücke saftig grünen Rasens verlor, war sein Spiegel von der Höhe des Saumpfadcs aus sichtbar. An dieser grünen Stelle erschien jetzt und verschwand wieder der braune Kopf einer grasenden Stute und nach einer Weile weideten zwei Pferde behaglich auf dem Rasenflecke, und ein drittes schlürfte die kalte Flut.

Endlich tauchte ein Wanderer auf. Aus der westlichen Talschlucht heransteigend, folgte er den Windungen des Saumpfadcs und näherte sich der Passhöhe. Ein Bergbewohner, ein wettergebräunter Gefell war es nicht. Er trug städtische Tracht, und was er auf sein Felleisen geschnallt hatte, schien ein leichter Ratsdegen und ein Ratsherrenmäntelchen zu sein. Dennoch schritt er jugendlich elastisch bergan und schaute sich mit schnellen, klugen Blicken in der ihm fremdartigen Bergwelt um.

Jetzt erreichte er die zwei römischen Säulen. Hier entledigte er sich seines Ränzchens, lehnte es an den Fuß der einen Säule, wuschte sich den Schweiß mit seinem sauberen Taschentuche vom Angesicht und entdeckte nun in der Höhlung der anderen den kleinen Wasserbehälter. Darin erfrischte er sich Stirn und Hände, dann trat er einen Schritt zurück und betrachtete mit ehrfurchtvoller Neugier sein antikes Waschbecken. Schnell bedacht, zog er eine lederne Brieftasche hervor und begann eifrig die beiden ehrwürdigen Trümmer auf ein weißes Blatt zu zeichnen. Nach einer Weile betrachtete er seiner Hände Werk mit Befriedigung, legte das aufgeschlagene Büchlein sorgfältig auf sein Felleisen, griff nach seinem Stocke, woran die Zeichen verschiedener Maße eingekerbt waren, ließ sich auf ein Knie nieder und nahm mit Genauigkeit das Maß der merkwürdigen Säulen.

„Fünfhalf Fuß hoch“, sagte er vor sich hin.

„Was treibt Ihr da? Spionage?“ ertönte neben ihm eine gewaltige Baßstimme.

Jäh sprang der in seiner stillen Beschäftigung Gestörte empor und stand vor einem Graubarte in grober Dienstracht, der seine blitzenden Augen feindselig auf ihn richtete.

Unerfrocken stellte sich der junge Reisende dem wie aus dem Boden Gestiegenen mit vorgeseßtem Fuße entgegen und begann, die Hand in die Seite stemmend, in fließender, gewandter Rede:

„Wer seid Ihr denn, der sich herausnimmt, meine gelehrte Forschung anzufechten auf Bündnerboden, id est in einem Lande, das mit meiner Stadt und Republik Zürich durch wiederholte, feierlichst beschworene Bündnisse befreundet ist? Ich weise Euern beleidigenden Verdacht mit Verachtung zurück. Wollt Ihr mir den Weg verlegen?“ fuhr er fort, als der andere, halb verblüfft, halb drohend, wie eingewurzelt stehen blieb. „Sind wir im finsternen Mittelalter oder zu Anfang unseres gebildeten siebzehnten Jahrhunderts? Wißt Ihr, wer vor Euch steht? . . . So erfahrt es: der Amtschreiber Heinrich Waser, Civis turicensis.“¹

„Narrenpossen!“ stieß der alte Bündner zwischen den Zähnen hervor.

„Laß ab von dem Herrn, Lucas!“ ertönte jetzt ein gebieterischer Ruf hinter den Felstrümmern rechts vom Wege hervor, und der Züricher, der unwillkürlich dem Klange der Stimme seewärts sich zuwandte, gewahrte nach wenigen Schritten den mittäglichen Ruheplatz einer reisenden Gesellschaft.

(Aus: „Jürg Jenatsch“.)

Martin Greif.

Wert der Muttersprache.

Vieles kann ein Volk entbehren,
wenn dazu die Not es zwingt,
doch dem Feinde muß es wehren,
der es um die Sprache bringt.

In ihr wurzelt unser Leben
und erhält durch sie Bestand:
Wer sich ihrer hat begeben,
der verlor sein Vaterland.

1) Züricher Bürger.

In der Heimat.

Daß ich wieder in dir weile,
traute Heimat, schaffst mir Ruh',
fort ist alle bange Eile,
weiß ich doch: mein Ziel bist du.

Von der Heimat losgerissen,
ruhlos irrt der Mensch umher,
scheint er sie auch nicht zu missen,
ja, sie nicht zu kennen mehr.

Doch wie er zur Mutter fliehet
als ein schon ergrauter Mann
und sie weinend an sich ziehet,
wenn er sie erschauen noch kann;

so auch sucht er voller Sehnen
endlich noch die Heimat auf,
und den letzten Kindestränen
läßt in ihr er freien Lauf.

Fremd in der Heimat.

In der Heimat war ich wieder,
alles hab' ich mir befehn, —
als ein Fremder auf und nieder
mußt' ich in den Straßen gehn.

Nur im Friedhof fern alleine
hab' ich manchen Freund erkannt,
und bei einem Leichensteine
fühlt' ich eine leise Hand.

Sternentrost.

Es gäb' noch mehr der Zählen
in dieser trüben Welt,
wenn nicht die Sterne wären
dort an dem Himmelszelt;

wenn sie nicht niederschauten
in jeder klaren Nacht
und uns dabei vertrauten,
daß Einer droben wacht.

Vor der Ernte.

Nun störet die Ähren im Felde
ein leiser Hauch,
wenn eine sich beugt, so bebet
die andre auch.
Es ist, als ahnten sie alle
der Sichel Schnitt —
die Blumen und fremden Halme
erzittern mit.

Abendlied.

Schallendes Hämmern
tief unten im Tal,
streichendes Dämmern
mit sterbendem Strahl,
nahe wie ferne
der Glocken Geläut,

leuchtende Sterne
am Himmel zerstreut,
Frieden und Schlummer
ihr kehret nun ein,
scheuchet den Kummer
und löset die Pein.

Winteranfang.

Kommet ihr wieder,
spinnende Nebel,
füllend mit trübem
Wehen die Luft?

Ach, und ihm wehret
kaum mehr die Sonne,
wie es noch gestern
sichtbar geschah.

Wo sich geöffnet
Blume an Blume
liegt nun, ertötend,
schauernder Duft.

Abend und Morgen
scheinen im Dämmer
nahe verwoben —
Winter ist da.

Gustav Freytag.

Das Handelshaus Schröter.

Anton Wohlfahrt aus der kleinen Kreisstadt Ostrau ist nach dem Tode seiner Eltern in der Hauptstadt in das Handelshaus Schröter als Lehrling eingetreten.

Das Geschäft war ein Warengeschäft, wie sie jetzt immer seltener werden, jetzt, wo Eisenbahnen und Telegraphen See und Inland verbinden, wo jeder Kaufmann aus den Seestädten durch seine Agenten die Waren tief im Lande verkaufen läßt, bevor sie im Hafen angelangt sind, so selten, daß unsere Nachkommen diese Art des Handels kaum weniger fremdartig finden werden als wir den Marktverkehr zu Timbuktu oder in einem Kaffernkral. Und doch hatte dies alte weitbekannte Binnengeschäft ein stolzes, ja fürstliches Ansehen, und, was mehr wert ist, es war ganz gemacht, bei seinen Teilhabern feste Gefinnung und ein sicheres Selbstgefühl zu schaffen. Denn damals war die See weit entfernt, die Konjunkturen waren seltener und größer, so mußte auch der Blick des Kaufmanns weiter, seine Spekulation selbständiger sein. Die Bedeutung einer Handlung beruhte damals auf den Massen der Waren, die sie mit eigenem Gelde gekauft hatte und auf eigene Gefahr vorrätig hielt. Auf den Packhöfen am Flusse lag in langen Speichern ein großer Teil der fremden Waren aufgestapelt, ein kleiner Teil in den Kellern und Gewölben des alten Hauses selbst, viele Vorräte in Speichern und Remisen der Nachbarschaft. Zahlreiche Kaufleute aus der Provinz versorgten sich aus den Magazinen der Handlung mit Kolonialwaren und den tausend guten Erzeugnissen der Fremde, welche uns ein tägliches Bedürfnis geworden sind. Aber auch über die Grenzen des Landes hinaus, nach dem Süden und Osten, bis an die türkische Grenze, sahen die Agenten des Hauses, und dieser Teil des Geschäftes, vielleicht weniger regelmäßig und sicher, galt zur Zeit für die gewinnreichste Tätigkeit der Handlung.

So bot der Verkehr des Tages dem neuen Lehrling eine Menge der verschiedensten Eindrücke, Menschen und Verhältnisse aller Art. Außer den Agenten der Seeplätze, welche fast täglich Warenproben brachten, und außer den Sensalen der Börse, welche die Geldgeschäfte des Hauses vermittelten, Wechsel anboten und verkauften, zog durch das vordere Kontor vom Morgen bis zum Abend eine bunte Prozession

von allerlei Volk. Da kamen Materialhändler aus der Provinz, altväterische Männer mit jeder Art von Mützen und jedem Grade von Bildung und Zuverlässigkeit; sie kauften, drückten die Hände und verlangten als alte Freunde des Geschäftes behandelt zu werden; ferner Gutsbesitzer jedes Standes aus der Landschaft, welche die angebauten Handelsgewächse, Farbekräuter, Gewürze usw. anboten; dann polnische Juden, schwarzlockige Gesellen im langen seidenen Kaftan, die zuweilen einkauften, gewöhnlich aber die Erzeugnisse ihrer Länder, Wolle, Hanf, Pottasche, Talg verkaufen wollten. Anton fand es sehr schwer, bei diesem ewigen Türöffnen und Durcheinandersprechen seine Gedanken zusammenzuhalten und die einfache Arbeit, welche ihm aufgetragen war, zu vollenden.

Eben war Herr Braun eingetreten, der Agent eines befreundeten Hauses in Hamburg, und hatte aus seiner Tasche eine Anzahl Kaffeebohnen hervorgeholt. Während diese vom Prinzipal besichtigt wurden, gestikulirte der kleine, behende Agent mit seinem goldenen Stockkopf in der Nähe von Antons Augen umher und berichtete von einem Seesturme und dem Schaden, den er angerichtet haben sollte.

Jetzt wird die Tür heftig aufgerissen, ein starker Mann, mit einem Geldsack unterm Arm, tritt ein, er setzt den Geldsack triumphierend auf den Marmortisch und ruft mit dem Ausdruck eines Mannes, der eine gute Tat vollbringt: „Hier bin ich, und hier ist Geld!“ Sogleich erhebt sich Herr Jordan und sagt vertraulich: „Guten Morgen, Herr Stephan, wie geht's in Wolfsburg?“ — „Ein furchtbares Loth“, klagt Herr Braun. — „Wo?“ fragt Fink. „Es ist keine schlechte Stadt, aber wenig Nahrung“, sagt Herr Stephan.

Während nun Herr Stephan die Neuigkeiten seiner Stadt erzählt, darunter die traurige Geschichte eines Lehrlingen, der sich mit Hilfe einer Schlüsselbüchse erschossen hat, und während Jordan diese notwendige Einleitung zu dem bevorstehenden Einkauf geduldig durchmacht, öffnet sich wieder die Tür, ein Bedienter tritt ein und ein Jude aus Brodny. Der Diener bringt dem Kaufmann die Einladung zu einem Diner, der Jude schleicht an die Ecke, wo Fink sitzt.

„Wozu kommt Ihr wieder, Schmeie Tinkeles?“ fragt Fink kalt, „ich habe Euch schon gesagt, daß wir kein Geschäft mit Euch machen wollen“. — „Kein Geschäft?“ ruft der unglückliche Tinkeles krächzend in abscheulichem Deutsch, so daß Anton ihn nur mit Mühe ver-

steht. „Solche Wolle, wie ich bringe, ist noch nicht gewesen im Lande.“ — „Wie hoch der Zentner?“ fragt Fink schreibend, ohne den Juden anzusehen. — „Was ich doch habe gesagt“, antwortete der Jude. — „Ihr seid ein Narr,“ sagt Fink, „fort mit Euch!“ — „Wai!“ schreit der Mann im Kaftan, „was ist fort: fort mit Euch? Mit fort kann man machen kein Geschäfte.“ — „Was wollt Ihr also haben für Eure Wolle?“ — „ $41\frac{2}{3}$ “, sagt Tinkeles. — „Hinaus!“ bemerkt Fink. — „Sagen Sie doch nicht immer hinaus!“ bittet der Jude in Verzweiflung, „sagen Sie, was wollen Sie geben?“ — — „Wenn Ihr so unverschämt fordert, gar nichts“, sagt Fink, eine neue Seite seines Briefes beginnend. — „Sagen Sie nur, was wollen Sie geben?“ bittet der Jude wieder. — „Nur wenn Ihr wie ein anständiger Mann redet“, antwortet Fink, den Juden ansehend. — „Ich bin anständig,“ sagte der Jude leise, „was wollen Sie geben?“ — „39“, sagt Fink.

Jetzt gerät Schmeie Tinkeles außer sich, schüttelt seine schwarzen Locken und verschwört sich bei seiner Seele Seligkeit mit lautem Geschrei, er könne nicht unter 41; worauf Fink ihm bedeutet, er werde ihn von einem Hausknecht hinausführen lassen, wenn er solchen Lärm mache. Darauf geht der Jude entrüstet vor die Tür, steckt den Kopf wieder herein und ruft: „Also was wollen Sie geben?“

„39“, sagt Fink und sieht der aufgeregten Mimik des Händlers ungefähr mit demselben Interesse zu, mit dem ein Physiker die galvanischen Zuckungen eines Frosches betrachtet. Die Zahl 39 bewirkt in der Seele des Juden eine neue Explosion, er tritt wieder vor, verschwört seine Seele in den tiefsten Abgrund der Hölle und erklärt sich selbst für das nichtswürdigste Scheusal der Welt, wenn er für weniger als 41 ablassen könne. Als er sich auf wiederholte Ermahnungen Finks, ruhig zu werden, dazu nicht entschließen kann, wird der Hausknecht gerufen. Das Erscheinen desselben wirkt so weit beruhigend, daß Herr Tinkeles erklärt, er könne allein gehen und werde allein gehen, worauf er stillsteht und $40\frac{1}{2}$ sagt. Der Agent, der Provinziale und das Kontor sind still und hören der Verhandlung neugierig zu, während Fink dem armen Schmeie mit einer gewissen Herzlichkeit den Vorschlag macht, er solle sich ohne weiteres entfernen, er sei völlig Narr und mit ihm kein Geschäft zu machen. Darauf wendet sich der Jude trotzig ab und geht hinaus. Und Fink sagt zum Prinzipal, der einen unterdes erhaltenen Brief durchliest: „Er wird's lassen, wenn ich ihm noch einen halben Taler zulege. Wollen Sie mit $39\frac{1}{2}$

abmachen?“ — „Wieviel?“ fragt der Kaufmann. — „120 Zentner“, sagt Fink. — „Nehmen Sie“, sagt der Kaufmann und liest weiter.

Von neuem wird die Tür aufgerissen, das Geschwirr geht fort, und Anton müht sich vergebens zu verstehen, wie man die Wolle kaufen könne, nachdem der Verkäufer in so entschiedener Weise gegangen ist. Da öffnet sich, gerade als wieder drei bis vier Stimmen durcheinander sprechen, ganz leise die Tür, Tinkeles schleicht auf den Beinen herein bis hinter Finks Platz und sagt, diesem die Hand auf die Schulter legend, wehmütig und vertraulich: „Was wollen Sie noch geben?“

Fink wendet sich um und sagt ebenfalls mit vertraulichem Lächeln: „Weil Ihr es seid, Tinkeles, 39¹/₂, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr kein Wort weiter spricht, sonst nehm' ich das Gebot zurück.“ — „Ich sprech' nichts,“ antwortete der Jude, „sagen Sie 40.“

Fink machte eine Bewegung der Entrüstung und weist schweigend nach der Tür. Der Händler geht und dreht an der Tür um. „Jetzt kommt's“, sagt Fink. Darauf kehrt der Händler zurück und spricht mit mehr Haltung: „39¹/₂, wenn Sie es dafür wollen nehmen.“

Nach einigem Zögern bemerkt Fink wie gelegentlich: „Es mag sein.“ Worauf Schmeie Tinkeles ganz umgewandelt ist, sich als lebenswürdiger Freund der Handlung erweist und angelegentlich nach dem Befinden des Prinzipals erkundigt.

Und wieder knarrte nach diesem Intermezzo die Tür, neue Käufer und Verkäufer kamen, die Menschen sprachen und Federn knisterten, das Geld rollte unaufhörlich.

Auch der Haushalt, dem Anton jetzt angehörte, erschien ihm sehr fremdartig und mächtig.

Das Haus selbst war ein altes, unregelmäßiges Gebäude mit Seitenflügeln, kleinen Höfen und Hinterhäusern, voll von Mauern und kleinen Durchgängen, wo kein Mensch welche vermutete, von Korridoren, Nischen, tiefen Wandschränken und Glasverschlagen. Es war ein durchaus künstlerischer Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet hatten, um ihn für späte Enkel so schwierig und unverstänglich als irgend möglich zu machen. Und doch sah er im ganzen betrachtet behaglich aus und umfaßte mit seinen Mauern eine große Welt voll Menschen und Interessen. Der ganze Raum unter dem Gebäude und unter seinen Höfen war zu Kellern gewölbt und bis an die Gewölbegurte mit Waren gefüllt; das ganze Parterre gehörte der Handlung

und enthielt außer den Kontorzimmern nichts als Warenräume. Darüber lagen im Vorderhause die Säle und Zimmer, in denen der Kaufherr selbst wohnte.

Streng hielt der Kaufmann auf den alten Brauch seiner Handlung. Alle Herren, die nicht verheiratet waren, wohnten in seinem Hause, gehörten seinem Haushalt an und aßen alle Mittage Punkt 1 Uhr an dem Tische des Prinzipals.

(Aus „Soll und Haben“.)

Otto Ludwig.

Wie der Holderer-Fritz den Saal des Schwänenwirts ausräumt.

Dem Holderer-Fritz ist von der Heiteretei¹ gründlich die Wahrheit gesagt worden, weil er sich in den Wirtshäusern herumtreibt und Händel sucht, statt zu arbeiten. Das wurmt ihn sehr und, begleitet von seinen Zechgenossen, die ihn zu allen Torheiten anstacheln, geht er in die Schwane. Dort kommt er aber trotz reichlichen Biergenusses nicht in die frühere heitere Stimmung.

Er sieht sich um. Wenn doch einer käm' und was tät, daß ich wild werden müßt', ich möcht' wollen oder nicht! denkt er. Er tritt sich selber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zausend mit der Hand durch sein Haar, weil's ihm kein anderer zu Gefallen tun will. Er trinkt immer hastiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Lieb wieder und jubelte. „Die haun sich da oben und wissen nicht warum! So ein Spaß ist noch nicht gewest. Da sind keine zwei Parteien, die's aufeinander halten, sondern jeder haut, was ihm vor die Faust kommt.“

Und gleich hinter dem Adams-Lieb her kam ein Zimmergeselle wie aus einer Kanone in die Wirtsstube hereingeschossen. Aus eigener Macht, ohne fremde Nachhilfe hätte er nimmermehr so schnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, sah er sich herausfordernd um und schien die Anwesenden für die hilfreichen Geister anzusehen, deren Beistand ihn hereinbefördert.

„Nur her,“ schrie er, „wenn ihr das Herz habt, ihr Lumpenpack!“

Der Adams-Lieb und die übrigen Kameraden zogen sich hinter die mächtige Gestalt des Holders-Fritz zurück. Der Adams-Lieb bewies dem Holders-Fritz, er dürfe eine solche Herausforderung nicht ab-

1) „Heiteretei ist ein Thüringer Dialektausdruck für heiteres, fröhliches Wesen, wie Karretei u. a. gebildet“. (O. Ludwig.)

weisen um seines Namens willen. Er begriff den Holdere-Fritz nicht mehr.

Unterdes waren dem widerwilligen Eindringling mehrere gefolgt.

Der Holdere-Fritz hörte das Heh! Heh! der Heiteretei wieder in seinen Ohren. Er sah, wie der Adams-Lieb und seine übrigen Kameraden sich zuwinkten. Das hatte er hundertmal gesehen, aber halb aus Gutmütigkeit, halb aus Bedürfnis ihrer Gesellschaft nicht gerügt. Dadurch waren sie sicher geworden. Jetzt kam ihm der Zorn. Er begriff, sie legten ihm seine Gutmütigkeit für Einfalt aus. Und wer weiß, was geschehen wäre, fiel ihm nicht ein: Das wär's ja, was die Heiteretei hat haben wollen! Die ganze Stadt und sie selber mußte glauben, er folge ihr, wie ein gescholtener Schulbube seinem Lehrer.

„Greif nur einer den Holdere-Fritz an,“ schrie indes der Adams-Lieb hinter dem Holdere-Fritz hervor, „wenn er das Herz hat!“

Er erreichte seine Absicht. Denn die Eindringenen kamen auf den Holdere-Fritz los, der noch immer an sich spornte. Die Kameraden ließen den Sitzenden und hielten sich die Türe frei. Der zuerst Heringeschossene machte mit der rechten Faust eine keineswegs zweideutige Bewegung nach dem Kopfe des Holdere-Fritz. Da fuhr dieser empor. Eine kleine Weile schien die Wirtsstube in eine Walkmühle verwandelt. Das ging klipp, klapp! Bald verengte, bald erweiterte sich der Knäuel, bis er auseinanderflog und stückweise durch die Tür verschwand. Der Holdere-Fritz war alles, was davon übrigblieb.

Wunderbarerweise hatte er in den Zimmern eigentlich auf seine Kameraden losgeschlagen. Wenigstens war es erst nur der Zorn über diese gewesen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus sich, wie ein Gewitter einen heftigeren Sturm aus sich entwickelt, als der es zusammengeblasen.

Es wäre schwer zu sagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er war's auf die Heiteretei, auf die Kameraden, auf die Zimmergesellen, auf die ganze Stadt, auf sich selber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anekelte, aber auch auf das neue, das er begannen mußte, wollte er jenes lassen. Er schämte sich vor sich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, sich durch Betäubung des Kampfes von allem dem wenigstens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinauftrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das sich, in einen Schleier von Staub und Tabaksrauch verstrickt hin- und herwälzte. Da sah man, was man nie gesehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwischen Köpfe, die den Mund oben, und andere, die ihn unten hatten, menschliche Rumpfe in allen Stellungen, die nur möglich waren. Welches sterbliche Auge hätte bestimmen mögen, was zusammengehörte? Mit überraschender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwischen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgeschwehte Vögel darüber hin. Wunderbar war die gegenseitige Anziehungskraft von Körpern und Säusten, die Zutulichkeit, womit ganze Haarbüschel sich um fremde Finger schlangen, die Ausdauer, mit der gekrümmte Fingerknöchel anpochend untersuchten, ob unter einem Schädel nicht hier und da doch eine hohle Stelle sich finde, oder was eine menschliche Nase eigentlich auszuhalten imstande sei. Die Musikanten hatten der Versuchung nicht widerstehen können, auf dem Orchester all die Kunstfertigkeiten, die sie unten im Saale übersahen, nachzuahmen. Trompete und Posaune, Klarinette und Geige wollten sich von bloßen Stuhlbeinen nicht beschämen lassen. Über Mangel an Musik dabei zu klagen, wäre keinem menschlichen Gehör eingefallen. Eher war die Musik zuviel. Für die wenigen Instrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem musikalischen Instrumente. Das ganze Getümmel war ein großes sausesendes und quiekendes Hackbrett, das sich selber mit Stuhlbeinen schlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tische und Bänke wie die letzten Bergspitzen aus den steigenden Wassern der Sintflut. Auf diese hatten die Töchter der Riesen sich geflüchtet. Mit Entsetzen sahen sie, wie die Köpfe ihrer Tänzer, hineingerissen in die brausenden Wellen, vergeblich sich emporzuheben rangen; zuweilen spülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, sie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah hoch über allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Frix ihre Spur. Vor ihm bäumten sich die Gewässer, und hinter ihm zeigte sich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er stand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, gescheiterten Tischen, zerbrochenen Bierkrügen und Fensterscheiben verschmausend allein. Die kühle Nachtluft, die durch die zerschlagenen Fenster hereinblies, mit

dem Staube ein kleines Nachspiel aufführte und die wenigen Lichter, welche die Schlacht verschont, in ein angstvolles Zittern versetzte, sagte zu ihm: „Wir beide sind die Sieger.“

Aber schlimmer als außer ihm sah es im Innern des wilden Holders-Fritz aus — weit öder noch, weit wüster und nüchtern überwachter. Dem „Schwanenwirt“ mußte es viel leichter werden, seine Stuhlbeine wieder zusammenzubringen, als das dem Fritz mit seinen zerrissenen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie jenem an der Erhaltung des noch Vorhandenen gelegen. Er wäre lieber seine ganzen Erinnerungen und sich selber mit losgeworden. Mechanisch sah er sich nach seinen Kameraden um, aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergessen, daß er sie schonen müsse, sollte die Heiterkeit nicht triumphieren. So hatten sie das Los der Zimmergesellen geteilt.

In der Tür tat er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie sein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, statt Staubes und Tabakrauches, Ekel, wüster, öder, grenzenloser Ekel.

„Bursch!“ fuhr er auf, indem er sich an der Brust packte mit einem Griff, der einen anderen aus dem Gleichgewicht gebracht hätte, „nun ist's aus mit dem Wildtun, das sag' ich dir! Die alt' Zeit hat aufgehört. Hierher kommst du mir nicht wieder!“

Und so warf der Fritz, nachdem er das mit all den anderen aus dem Saale der „Schwane“ getan, sich selber aus dem alten, wüsten Leben hinaus.

(Aus „Die Heiterkeit“.)

Theodor Fontane.

Meine Gräber.

Kein Erbbegräbnis mich stolz erfreut,
meine Gräber liegen weit zerstreut,
weit zerstreut über Stadt und Land,
aber all in märkischem Sand.

Verfallene Hügel, die Schwalben ziehn,
vorüber schlängelt sich der Rhin,
über weiße Steine, zerbröckelt all,
blickt der alte Ruppiner Wall,

die Buchen stehn, die Eichen rauschen,
 die Gräberbüsche Zwiesprach tauschen,
 und Haferfelder weit auf und ab —
 da ist meiner Mutter Grab.

Und ein anderer Platz, dem verbunden ich bin:
 Berglehnen, die Oder fließt dran hin,
 zieht vorüber in tragem Lauf,
 gelbe Mummeln schwimmen darauf:
 Am Ufer Werft und Schilf und Rohr,
 und am Abhänge schimmern Kreuze hervor,
 auf eines fällt heller Sonnenschein —
 da hat mein Vater seinen Stein.

Der Dritte, seines Todes froh,
 liegt auf dem weiten Teltow-Plateau,
 Dächer von Ziegel, Dächer von Schiefer,
 dann und wann eine Krüppelkiefer,
 ein stiller Graben die Wasserscheide,
 Birken hier, und da eine Weide,
 zuletzt eine Pappel am Horizont,
 im Abendstrahle sie sich sonnt.
 Auf den Gräbern Blumen und Aschenkrüge,
 vorüber in Ferne rasseln die Züge,
 still bleibt das Grab und der Schläfer drin —
 der Wind, der Wind geht drüber hin.

Jan Bart.

Jan Bart geht über den Vlissinger Damm.
 „Hür, Katrin, wi trecken¹ tosam;
 en Huus, en Boot, ne Zieg un ne Kuh,
 wat mienst, Katrin? In² miene Fru.“

Katrin an ihrem Friesrock zog:
 „Ne, Jan, bist mi nich Mynheer 'noog.“
 Der nickt und lacht: „Na, denn Adje.“
 Und nach Frankreich geht er und sticht in See.

1) ziehen.

2) sei.

Matrose, Maat, so fängt er an,
auf der zweiten Reise Steuermann,
auf der dritten: Leutnant unter Du Quesne,
auf der vierten: Flottenkapitän.

Und als es mit England kommt zum Krieg,
wo Jan Bart erscheint, erscheint der Sieg;
wie stolz das britische Banner auch weh',
Jan Bart ist Herr und segt die See.

Heut aber tritt er vor seinen Herrn,
vor Louis quatorze. Der sieht ihn gern.
„Willkommen, Jan Bart, in diesem Saal,
ich ernenn' Euch zu meinem Großadmiral.“

Jan Bart verneigt sich: „Majestät,
was klug und recht ist, kommt nie zu spät.“
Alles starrt auf den König, der aber lacht —
Jan Bart hat sich wieder heim gemacht.

Und am Duffinger Damm, an alter Stell',
sitzt wieder Katrin auf ihrer Schwell',
ihren Ältesten hält sie bei der Hand,
der Jüngste liegt und spielt im Sand.

Er grüßt sie lachend und noch einmal:
„Katrin, ich bin nu Großadmiral,
Katrin, w'rüm biste nich mit mi gahn?“
„Joa, wenn ick't wußt hätt', hätt' ick't doahn.“

Erstes Bataillon Garde.

(1780.)

Erstes Bataillon Garde. Parad oder Schlacht
ihm wenig „Differenzen“ macht,
ob in Potsdam sie trommelnd auf Wache ziehn,
ob sie stehen und fallen bei Kolin,
ob Patronenverknattern, ob Kugelpfiff,
immer derselbe feste Griff,
dieselbe Ruh. Jede Miene drückt aus:
„Ich gehör' zur Familie, bin mit vom Haus.“

Ihrer viere sitzen im Knapphanszelt,
 eine Kottbusser hat sich jeder bestellt,
 einen Kornus dazu; das Bier ist frisch.
 Ein Berliner setzt sich mit an den Tisch,
 ein Berliner Budiker — da währt's nicht lange,
 Plappermühl ist im besten Gange.
 „Wahrhaftig, ihr habt die schönste Montur,
 Eigen, Paspel, Silberchnur,
 Blechmützen mit Gold, gut Traktement,
 und der König jeden von euch kennt.
 Erstes Bataillon Garde, Prachtkerle von all'n,
 solch Götterleben sollt mir gefallen.“

Drei schwiegen. Endlich der vierte spricht:
 „Ne, Freund Berliner! so is es nicht.
 Eine propre Montur, was soll uns die geben?
 Unser Götter- is bloß ein Jammerleben.
 Potsdam, o du verfluchtes Loth,
 führst du doch heut in die Hölle noch
 und nähmst i hn mit samt seinen Hunden,
 da wär auch der gleich mit abgefunden,
 ich mein den da oben — uns läg nichts dran,
 is doch bloß ein Quälgeist und Tyrann,
 schon nicht Fremde, nicht Landeskinde,
 immer derselbe Menschenschinder,
 immer dieselbe verfluchte Ravage —
 Potsdam, o du große Blamage!“

Das war dem Berliner nach seinem Sinn,
 er lächelte pfiffig vor sich hin:
 „Ich sag das schon lange. Was hat er denn groß?
 Große Fenster hat er, sonst is nich viel los.
 Und reden kann er. Na, das kann jeder,
 hier aber, er zieht nicht gerne vom Leder.“

Da lachten alle vier, und der eine spricht:
 „Ne, Freund Budiker, so geht es nicht.
 Zuhören kannst du, wenn wir mal fluchen,
 aber du darfst es nicht selber versuchen;
 Wir dürfen frech sein und schimpfen und schwören,
 weil wir selber mit zugehören,

wir dürfen reden von Menschenkinder,
 dafür sind wir seine Kinder;
 Potsdam, o du verfluchtes Loch,
 aber er, er ist unser König doch,
 unser großer König. Gott soll mich verderben,
 wollt ich nicht gleich für Fritzgen sterben.“

Ein Empfangsabend bei Kommerzienrat Treibel.

Kommerzienrat Treibel, Fabrikant von Berlinerblau, hat sich aus kleinen Verhältnissen hochgearbeitet und strebt noch immer höher. Hierin wird er tatkräftig von seiner klugen Gattin Jenny unterstützt, der man nicht anmerkt, daß sie aus einem kleinen Apfelsinenladen der Adlerstraße zu Berlin stammt.

Das Eßzimmer entsprach genau dem vorgelegenen Empfangszimmer und hatte den Blick auf den großen parkartigen Hintergarten mit plätscherndem Springbrunnen, ganz in der Nähe des Hauses; eine kleine Kugel stieg auf dem Wasserstrahl auf und ab, und auf dem Querholz einer zur Seite stehenden Stange saß ein Kakadu und sah, mit dem bekannten Auge voll Tiefsinn, abwechselnd auf den Strahl mit der balancierenden Kugel und dann wieder in den Eßsaal, dessen oberes Schiebefenster, der Ventilation halber, etwas herabgelassen war. Der Kronleuchter brannte schon, aber die niedrig geschraubten Glämmchen waren in der Nachmittagsonne kaum sichtbar und führten ihr schwaches Vorleben nur deshalb, weil der Kommerzienrat, um ihn selbst sprechen zu lassen, nicht liebte, „durch Manipulationen im Laternenansteckerstil in seiner Dinerstimmung gestört zu werden“. Auch der bei dieser Gelegenheit hörbar werdende kleine Pfuff, den er gerne als „moderierten Salutschuß“ bezeichnete, konnte seine Gesamtstellung zu der Frage nicht ändern. Der Speisesaal selbst war von schöner Einfachheit: gelber Stuck, in dem einige Reliefs eingelegt waren, reizende Arbeiten von Professor Franz. Seitens der Kommerzienrätin war, als es sich um die Aus schmückung handelte, Reinhold Begas in Vorschlag gebracht, aber von Treibel, als seinen Etat überschreitend, abgelehnt worden. „Das ist für die Zeit, wo wir Generalkonsuls sein werden. . .“ „Eine Zeit, die nie kommt“, hatte Jenny geantwortet. „Doch, doch Jenny; Teupitz-Tossen¹ ist die erste Staffel dazu.“ Er wußte, wie zweifelhaft seine Frau seiner Wahlagitation und allen

1) Im Wahlkreis Teupitz-Tossen war Treibel als konservativer Kandidat aufgestellt.

sich daran knüpfenden Hoffnungen gegenüberstand, weshalb er gern durchklingen ließ, daß er von dem Baum seiner Politik auch für die weibliche Eitelkeit noch goldene Früchte zu heimsen gedanke.

Draußen setzte der Wasserstrahl sein Spiel fort. Drinnen im Saal aber, in der Mitte der Tafel, die statt der üblichen Riesenvase mit Flieder und Goldregen ein kleines Blumenparkett zeigte, saß der alte Treibel, neben sich die beiden adligen Damen, ihm gegenüber seine Frau zwischen Leutnant Vogelsang und dem ehemaligen Opersänger Adolar Krola. Krola war seit fünfzehn Jahren Hausfreund, worauf ihm dreierlei einen gleichmäßigen Anspruch gab: sein gutes Äußere, seine gute Stimme und sein gutes Vermögen. Er hatte sich nämlich kurz vor seinem Rücktritt von der Bühne mit einer Millionärstochter verheiratet. Allgemein zugestanden war er ein sehr liebenswürdiger Mann, was er vor manchen seiner ehemaligen Kollegen ebensosehr voraus hatte, wie die mehr als gesicherte Finanzlage.

Frau Jenny präsentierte sich in vollem Glanz, und ihre Herkunft aus dem kleinen Laden in der Adlerstraße war in ihrer Erscheinung bis auf den letzten Rest getilgt. Alles wirkte reich und elegant; aber die Spitzen auf dem veilchenfarbenen Brokatkleide, soviel mußte gesagt werden, taten es nicht allein, auch nicht die kleinen Brillantohrringe, die bei jeder Bewegung hin und her blitzten; nein, was ihr mehr als alles andere eine gewisse Vornehmheit ließ, war die sichere Ruhe, womit sie zwischen ihren Gästen thronte. Keine Spur von Aufregung gab sich zu erkennen, zu der allerdings auch keine Veranlassung vorlag. Sie wußte, was in einem reichen und auf Repräsentation gestellten Hause brauchbare Dienstleute bedeuten, und so wurde denn alles, was sich nach dieser Seite nur irgendwie bewährte, durch hohen Lohn und gute Behandlung festgehalten. Alles ging infolge davon wie am Schnürchen, auch heute wieder, und ein Blick Jennys regierte das Ganze, wobei das untergeschobene Luftkissen, das ihr eine dominierende Stellung gab, ihr nicht wenig zustatten kam. In ihrem Sicherheitsgefühl war sie zugleich die Liebenswürdigkeit selbst. Ohne Furcht, wirtschaftlich irgend etwas ins Stocken kommen zu sehen, konnte sie sich selbstverständlich auch den Pflichten einer gefälligen Unterhaltung widmen und weil sie's störend empfinden mochte — den ersten Begrüßungsmoment abgerechnet —, zu keinem einzigen intimeren Gesprächsworte mit den adligen Damen gekommen zu sein, so wandte sie sich jetzt über den Tisch hin an die Bomst und fragte voll ansthei-

nender oder vielleicht auch voll wirklicher Teilnahme: „Haben Sie, mein gnädiges Fräulein, neuerdings etwas von Prinzess Anisettchen gehört? Ich habe mich immer für diese junge Prinzessin lebhaft interessiert, ja, für die ganze Linie des Hauses. Sie soll glücklich verheiratet sein. Ich höre so gern von glücklichen Ehen, namentlich in der Obersphäre der Gesellschaft, und ich möchte dabei bemerken dürfen, es scheint mir eine törichte Annahme, daß auf den Höhen der Menschheit das Eheglück ausgeschlossen sein solle.“

Und die Bomst erzählte von der Prinzessin, die ganz die Großmutter sei, denselben Teint und vor allem dieselbe gute Laune habe. Das wisse, soviel dürfe sie wohl sagen, niemand besser als sie, denn sie habe noch des Vorzugs genossen, unter den Augen der Hochseligen, die eigentlich ein Engel gewesen, ihr Leben bei Hofe beginnen zu dürfen, bei welcher Gelegenheit sie so recht die Wahrheit begriffen habe, daß die Natürlichkeit nicht nur das Beste, sondern auch das Vornehmste sei.

„Ja,“ sagte Treibel, „das Beste und das Vornehmste. Da hörst du's, Jenny, von einer Seite her, die du, Pardon, mein gnädigstes Fräulein, eben als ‚kompetenteste‘ Seite bezeichnet hast.“

Auch die Ziegenhals mischte sich jetzt ein, und das Gesprächsinteresse der Kommerzienrätin, die, wie jede geborene Berlinerin, für Hof und Prinzessinnen schwärmte, schien sich mehr und mehr ihren beiden Disavis zuwenden zu wollen, als plötzlich ein leises Augenzwinkern Treibels ihr zu verstehen gab, daß auch noch andere Personen zu Tische säßen, und daß des Landes der Brauch sei, sich, was Gespräch angehe, mehr mit seinem Nachbar zur Linken und Rechten, als mit seinem Gegenüber zu beschäftigen. Die Kommerzienrätin erschrak denn auch nicht wenig, als sie wahrnahm, wie sehr Treibel mit seinem stillen, wenn auch halb scherzhaften Vorwurf im Rechte sei. Sie hatte Versäumtes nachholen wollen und war dadurch in eine neue, schwerere Versäumnis hineingeraten. Ihr linker Nachbar, Krola — nun, das möchte gehen, der war Hausfreund und harmlos und nachsichtig von Natur. Aber Vogelsang! Es kam ihr mit einem Male zum Bewußtsein, daß sie während des Prinzessinnengesprächs von der rechten Seite her immer etwas wie einen sich einbohrenden Blick empfunden hatte. Ja, das war Vogelsang gewesen, Vogelsang, dieser furchtbare Mensch, dieser Mephisto mit Hahnenfeder und Hinkfuß, wenn auch beides nicht recht zu sehen war. Er war ihr widerwärtig, und doch mußte sie mit ihm sprechen; es war die höchste Zeit.

„Ich habe, Herr Leutnant, von Ihren beabsichtigten Reisen in unsere liebe Mark Brandenburg gehört; Sie wollen bis an die Gestade der wendischen Spree vordringen, ja, noch darüber hinaus. Eine höchst interessante Gegend, wie mir Treibel sagt, mit allerlei Wendengöttern, die sich, bis diesen Tag, in dem finsternen Geiste der Bevölkerung aussprechen sollen.“

„Nicht daß ich wüßte, meine Gnädigste.“

„So zum Beispiel in dem Städtchen Storkow, dessen Burgemeister, wenn ich recht unterrichtet bin, der Burgemeister Tschesch war, jener politische Rechtsfanatiker, der auf König Friedrich IV. schuß, ohne Rücksicht auf die nebenstehende Königin. Es ist eine lange Zeit, aber ich entsinne mich der Einzelheiten, als ob es gestern gewesen wäre, und entsinne mich auch noch des eigentümlichen Liedes, das damals auf diesen Vorfall gedichtet wurde.“

„Ja,“ sagte Vogelsang, „ein erbärmlicher Gassenhauer, darin ganz der frivole Geist spukte, der die Lyrik jener Tage beherrschte. Was sich anders in dieser Lyrik gibt, ganz besonders auch in dem in Rede stehenden Gedicht, ist nur Schein, Lug und Trug. ‚Er erschöß uns auf ein Haar unser teures Königspaar.‘ Da haben Sie die ganze Perfidie. Das sollte loyal klingen und unter Umständen vielleicht auch den Rückzug decken, ist aber schänder und schändlicher als alles, was jene verlogene Zeit sonst noch hervorgebracht hat, den großen Hauptsünder auf diesem Gebiete nicht ausgenommen. Ich meine natürlich Herwegh, George Herwegh.“

„Ach, da treffen Sie mich, Herr Leutnant, wenn auch ungewollt, an einer sehr empfindlichen Stelle. Herwegh war nämlich in der Mitte der vierziger Jahre, wo ich eingeseget wurde, mein Lieblingsdichter.“ . . .

Der Kommerzienrat hatte sich mittlerweile ganz der Majorin von Siegenhals zugewandt, deren „Hoftage“ noch etwas weiter zurücklagen als die der Bomst. Ihm, Treibel, war dies natürlich gleichgültig; denn so sehr ihm ein gewisser Glanz paßte, den das Erscheinen der Hofdamen, trotz ihrer Außerdienststellung, seiner Gesellschaft immer noch ließ, so stand er doch auch wieder völlig darüber, ein Standpunkt, den ihm die beiden Damen selbst eher zum Guten als zum Schlechten anrechneten. Namentlich die den Freuden der Tafel überaus zugeneigte Siegenhals nahm ihrem kommerzienrätlichen Freunde nichts übel; am wenigsten aber verdroß es sie, wenn er, außer Adels-

und Geburtsfragen, allerlei Sittlichkeitsprobleme streifte, zu deren Lösung er sich, als geborener Berliner, besonders berufen fühlte. Die Majorin gab ihm dann einen Tipp mit dem Finger und flüsterte ihm etwas zu, das vierzig Jahre früher bedenklich gewesen wäre, jetzt aber — beide renommierten beständig mit ihrem Alter — nur Heiterkeit weckte. Meist waren es harmlose Sentenzen aus Büchmann oder andere geflügelte Worte.

„Sagen Sie, cher Treibel,“ hob die Ziegenhals an, „wie kommen Sie zu dem Gespenst da drüben? Er scheint noch ein Dorachttundvierziger; das war damals die Epoche des sonderbaren Leutnants; aber dieser übertreibt es. Karikatur durch und durch. Entsinnen Sie sich noch eines Bildes jener Zeit, das den Don Quixote mit einer langen Lanze darstellte, dicke Bücher rings um sich her. Das ist er, wie er leibt und lebt.“

Treibel fuhr mit dem linken Zeigefinger am Innenrand seiner Krawatte hin und her und sagte: „Ja, wie ich zu ihm komme, meine Gnädigste. Nun, jedenfalls mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe. Seine gesellschaftlichen Meriten sind wohl eigentlich gering, und seine menschlichen werden daselbe Niveau haben. Aber er ist ein Politiker.“

„Das ist unmöglich. Er kann doch nur als Warnungsschatten vor den Prinzipien stehen, die das Unglück haben, von ihm vertreten zu werden. Überhaupt, Kommerzienrat, warum verirren Sie sich in die Politik? Lassen Sie doch die Dinge gehen. Sie haben eine charmante Frau, gemütvoll und poetisch, und haben eine Villa wie diese, darin wir eben ein Ragout fin einnehmen, das feinesgleichen sucht, und haben draußen im Garten einen Springbrunnen und einen Kakadu, um den ich Sie beneiden könnte, denn meiner, ein grüner, verliert gerade die Federn und sieht aus wie die schlechte Zeit.“

Treibel, sonst unruhig, wenn einer lange sprach — was er nur sich selbst ausgiebig gestattete —, war diesmal doch aufmerksam gefolgt und sagte: „Der Ausbau des Kommerzienrätlichen bedeutet in meinem Spezialfalle das natürlich Gegebene . . . jedenfalls mehr als die Bürgerkrone.“

(Aus dem Roman „Frau Jenny Treibel“.)

Die Seeschlacht bei Carwe.

Es war im Jahre 1785. Der Sohn des alten Zieten auf Wustrau war Kornet im Leibhusarenregiment seines Vaters und der Sohn des alten Kneesebeck auf Carwe war Junker im Infanterieregiment von Kalkstein, das damals in Magdeburg stand. Der Zufall wollte, daß beide zu gleicher Zeit Urlaub nahmen und auf Besuch nach Hause kamen. Die beiden Nachbarfamilien lebten auf dem besten Fuß miteinander, und auch die jungen Leute hielten einen freundschaftlichen Verkehr. Man sah sich oft und unternahm gemeinschaftliche Partien. Es war im August, See und Himmel waren blau, und der Schilfwald, der sich im Wasser spiegelte, stieg wie eine grüne Mauer aus dem Grunde des Sees auf. An solchem Tage begegneten sich Junker und Kornet am Ufer, plauderten hin und her von der Strenge des Dienstes und von der Lust des Krieges und kamen endlich überein, in Ermangelung wirklichen Kampfes, zwischen Carwe und Wustrau eine Seeschlacht aufzuführen. Man machte auch gleich den Plan. Die Carweschen sollten heftig angreifen und die Zietenschen bis nach Wustrau hin zurückdrängen, dann sollten aber diese sich sammeln und die Kneesebecks in ihren Schilfwald zurückwerfen. So war es beschlossen; man schied mit herzlichem Händeschütteln und freute sich auf den andern Tag. Die Eltern nahmen auch Anteil, und beide Dörfer waren in Aufregung. Nach Ruppın hin ergingen Einladungen an befreundete Offiziere, Pulver wurde beschafft, und während Kornet und Junker ihre Vorbereitungen trafen, nahmen die Herrenhäuser von Carwe und Wustrau den Charakter eines Kriegslaboratoriums an, drin allerhand Feuerwerk, Schwärmer, Raketen und Feuerräder in möglichster Eile hergestellt wurden. So kam der ersehnte Abend. Mit dem Schläge neun liefen beide Flotten aus, jede sechs Kähne stark, das Admiralboot voraus. Als man aneinander war, begann die Schwärmerkanonade; vom Ufer her scholl der Jubel einer dichtgedrängten Menschenmenge, und als ein pot à feu seine Leuchtkugeln in die Luft warf, zogen sich verabredetermaßen die Zietenschen nach Wustrau hin zurück. Aber nur auf kurze Entfernung. Ehe sie noch in die Nähe des Hafens gekommen waren, wandten sie sich wieder und drei große Raketen fast horizontal über das Wasser hinschießend, gingen sie jetzt ihrerseits mit verdoppeltem Ruderschlag zum Angriff über. Die Carweschen hielten einen Augenblick Stand, dann begann der Rückzug immer eiliger, immer rascher. Die Wustrauschen setzten nach und

waren eben auf dem Punkt, die Fliehenden bis in das dichte Schilf hinein zu verfolgen, als ein lautes, staunendes Ah, das vom Ufer her herüberklang, die Verfolgenden stutzig machte und ihre Blicke nach rückwärts lenkte. Die Sieger waren gefangen. Im Carweschen Schilf hatte eine ganze Flotte von Fischerkähnen verborgen gelegen, die der Junker vom Regimente von Kalkstein als Mietstruppe für diesen Tag angeworben und von seinem Taschengelde bezahlt hatte. Es waren Fischerkähne aus Alten-Friesack, 24 an der Zahl. In langer Linie kamen sie jetzt aus dem Schilf hervor, jeder eine Laterne hoch am Mast, und legten sich quer über den See. Das Lampenlicht war hell genug, die Fischergestalten zu zeigen, wie sie dastanden mit vorgehaltenem Ruder, bereit, jeden Fluchtversuch zu vereiteln. Die Wust-rauschen machten gute Miene zum bösen Spiel und sprangen lachend ans Ufer. Nie wurden Gefangene schmeichelhafter begrüßt. Als sie in den Park traten, sahen sie dicht vor dem Herrenhause eine Ehrenpforte errichtet, an deren Spitze das von Lichtern umgebene Bild des alten Sieten leuchtete, darunter die Unterschrift: *Voilà notre modèle.*

Das ist die Geschichte von der Seeschlacht bei Carwe; sie kann es aufnehmen mit manchem großen Sieg.

(Aus „Wanderungen durch die Mark Brandenburg;
I. Teil: Die Grafschaft Ruppin“.)

Briefe und Lebenserinnerungen.

Storm an Keller.

Husum, 27. März 1877.

Es war gar köstlich neulich am Sonntagvormittag; von draußen fiel so etwas wie erster Frühlingschein ins Zimmer; drinnen wurden die „Züricher Novellen“ gelesen, das eine Heft der „Rundschau“ von einem jungen Juristen, meinem Sohn, das andere von mir; es war eine rechte Sabbatfeier. Als ich die schöne Geschichte von Johannes Hadlaub aus der Hand legte, war mir so warm und froh ums Herz, und der Johannes wurde mir zum Gottfried, und ich dachte: ihr Wenigen, die ihr gleichzeitig auf der Erde wandelt, wenn auch ein warmer Händedruck nicht möglich ist, ein Gruß aus der Ferne sollte doch hin und wieder gehen. Und so nahm ich das beifolgende Büchlein und schrieb diesen Gruß hinein. Möge er Ihnen nun willkommen sein.

Bemerken muß ich noch, daß meinerseits die Freundschaft, um die

ich jetzt werbe, eine längst begründete ist; alle Ihre Bücher in Vers und Prosa sind in erster Auflage meiner Bibliothek einverleibt worden. Daß mir die beiden Auerbach'schen Volkskalender unbegreiflicherweise abhanden gekommen, tut mir um so mehr leid, als ich die „Sieben Aufrechten“ schmerzlich in der neuen Auflage der „Seldwylers“ vermisste. Hoffentlich kommen sie nächstens einmal mit.

Darf ich zum Schlusse noch eine Fürbitte für Johannes Hadlaub und Fides einlegen? — Das ganze Liederminnespiel, das die alten Herrschaften zur Vermehrung ihrer Handschrift so eifrig schüren und begünstigen, zielt nach des Dichters Absicht doch dahin, daß nun dadurch den beiden jungen Menschen die wirkliche Frucht der Liebe in den Schoß fällt. Aber wenn nun dieser große Moment kommt, so verläßt der Dichter uns plötzlich, als hielte er, nachdem er sich so eingehend mit einer berühmten Handschrift beschäftigt, es unter seiner Würde, nun eine gewöhnliche — es steht ja dem Dichter frei, sie ungewöhnlich zu gestalten — Liebeszene zu schreiben, und tut den großen Moment mit einer wie nur beiläufig referierenden Zeile ab. Darf ich es sagen? Es hat mich dies wie eine eigensinnige Nichtachtung nicht nur des Lesers — dagegen wäre oft nicht viel zu erinnern — sondern vielmehr noch der eigenen Dichtung berührt.

Also eine herzliche Bitte für Fides und Johannes!

Freund Petersen in Schleswig, der von diesem Briefe weiß, läßt freundlich grüßen. Wir wohnen glücklicherweise nur eine gute Eisenbahnstunde auseinander.

Ihr Ihnen seit lange treu ergebener Th. Storm.

Mein Sohn Ernst, dem ich mein obiges Monitum mitteile, sagt lachend: „Der Stier von Uri wird dich auf die Hörner nehmen und fortzuschleudern“.

Das muß ich denn nun abwarten. Th. St.

Keller an Storm.

Zürich, 30. März 1877.

Sie haben mir das schönste Ostergeschenk gemacht, das ich je in meinem Leben bekommen; es ist freilich seit der Kinderzeit lange her; aber um so mehr braucht es, um jene durch der Ferne Blau vergrößerten Wunder in den Schatten zu stellen. Ich ergreife mit Dank und Freuden Ihre Hand und Ihr Geschenk und will trachten zu erwidern, was an meinem geringen Orte möglich ist.

Denn es ist mir ja nun alles Liebe und Schöne, was ich von Ihnen kenne, zum zweiten Male und gewissermaßen speziell wieder geschenkt.

Die treuliche und freundliche Vermahnung, die Sie mir wegen Hadlaub und Fides geben, befremdet mich nicht, weil die Geschichte gegen den Schluß wirklich überhastet und nicht recht ausgewachsen ist. Das Liebeswesen jedoch für sich betrachtet, so halte ich es für das vorgerücktere Alter nicht mehr recht angemessen, auf dergleichen eingehend zu verweilen, und jene Form der Novelle für besser, wo die Dinge herbeigeführt und alsdann sich selbst überlassen werden, vorausgesetzt, daß doch genugsam zwischen den Zeilen zu lesen sei. Immerhin will ich den Handel noch überlegen... Im Herbst werde ich Ihnen die Separatausgabe der Züricher Novellen schicken, wo Sie dann auch das Söhnlein der sieben Aufrechten wieder finden werden.

Grüßen Sie bestens Herrn Petersen, wenn Sie ihn sehen; ich habe seine Aufsätze und Agitationschriften für Landesverschönerung erhalten und mich über diese wirklich praktische Ästhetik gefreut, die mit so einfachen und naheliegenden Dingen das Wesentliche erreicht.

Ich will aber für diesmal schließen, da die Nachmittagssonne und Amsel, Singen und andere Musikanten auf den Bäumen vor dem Fenster mich hinausrufen, wo der Winter gottsjämmerlich abgemörd't wird.

Bald hoffe ich Ihnen in der Rundschau oder so wo wieder zu begegnen und mich dort mit Ihnen zu unterhalten; man ist da immer sicher, gute Musik zu hören und feine Weinlein zu trinken.

Ihr dankbar ergebener

Gottfr. Keller.

C. S. Meyer an Louise von François.

Kilchberg bei Zürich, Ende Mai 1881.

Mein verehrtes Fräulein,

um mich in einer Unpäßlichkeit, wie ich deren leider oft zu bestehen habe, zu zerstreuen, mache ich mir das große Vergnügen, Ihre letzten freundlichen Zeilen zu beantworten, welche eine Antwort verlangen, da Sie über meine Personalien in Irrtümern sind. Schon in meinem letzten Briefe wollte ich Sie darüber orientieren, vergaß es dann aber als unwesentlich. Also. Ich bin kein med. Doct. — den Doktor hat mir die hiesige Universität neulich ohne mein Wissen und Wollen

honoris causa gegeben — ebensowenig ein Nachkomme des vortrefflichen Goethemeyer. Aus einer altstädtischen Zürcherfamilie stammend, verlor ich früh meinen Vater, einen Staatsbeamten, und wuchs unter einer höchst geistvollen und liebenswürdigen, aber überzarten Mutter und mit gefährlichen Elementen in meinem Naturell ziemlich wild auf, ebenfalls langhin von bedrohter (und auch jetzt keineswegs von fester) Gesundheit, viel reisend, besonders in Italien, viel studierend, namentlich alte Sprachen und Geschichte, hin und wieder etwas schreibend, vorzugsweise in französischer Sprache (ich habe lange in Lausanne, Genf und Paris gelebt) oder einen französischen klassischen Historiker wie Augustin Thierry ins Deutsche übersetzend, aus dessen conquête de l'Angleterre auch meine Bekanntschaft mit Thomas Beket datiert. Nach dem Tode meiner Mutter lebte ich mit einer eigen, ganz anders als ich gearteten, aber mir über alles theuern Schwester lange Jahre in einem Landhaus am Zürichsee, in dem sehr anregenden Umgange meines Nachbarn François Wille, des Freundes von Heine, dessen Frau, Eliza Wille-Sloman, Ihnen vielleicht als Schriftstellerin nicht unbekannt ist — beides ganz bedeutende Leute. Dann verheiratete ich mich mit einer Tochter des Obersten Ziegler, einer angenehmen und mir treu ergebenen Frau, und siedelte mich bleibend hier oben nahe bei Zürich an, während meine liebe Schwester in Männedorf (alles am Zürchersee) ein Haus gekauft hat, sich dort an der auch in Norddeutschland bekannten Zellerschen christlich philanthropischen Anstalt in freier Weise beteiligend.

Ein Berufsschriftsteller bin ich nicht. Dazu fehlen mir der Ehrgeiz (ich weiche der Reputation eher aus, als daß ich sie suchte), die Routine und auch die Modelle — denn ich habe einen einsiedlerischen Hang. Am liebsten vertiefe ich mich in vergangene Zeiten...

Treuergeben

C. F. Meyer.

Sontane an Detlev von Siliencron.

Berlin, d. 26. April 1889.

Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Baron.

Seien Sie schönstens und ergebenst bedankt für Ihren Osterbrief und alle seine freundlichen Worte. Die Gedichte, auf die ich mich sehr freue, habe ich noch nicht erhalten. Ich werde mich auf die in Ihrem

Briefe gütigt genannten nicht beschränken und dann acht Tage lang eine holsteinische Doppellektüre haben, beides Lyrik, links Hochdeutsches von Detlev v. Liliencron, rechts Plattdeutsches von Ihrem Freunde Johann Meyer. Rechne ich Klaus Groth in der Zeitung dazu, desgleichen Storms „Schimmelreiter“, der in einem roten Einband auf dem Nähtisch meiner Frau und Tochter liegt, und Iwersens Gedichte, die zu Weihnachten eintrafen und immer noch einer kleinen Besprechung harren, so darf ich sagen: Schleswig-Holstein hoch...

Ihr Brief enthält so vieles, worauf ich mit einem ganzen Essay antworten möchte (Wildenbruch, Eulenburg und eine Stelle ohne Namen, die ich auf Heiberg beziehe, der sein schönes und beinahe bedeutendes Talent mehr und mehr vertut). Wildenbruch, den ich sieben Jahre mit Feuer und Schwert bekämpft habe (die mutigste Tat meines Lebens; denn es gab Zeiten, wo man sich argen Unliebsamkeiten dadurch aussetzte), ist in erster Linie ein Plusterback, immer mit Wind in den Backen, Kreuzung von Aolus und Priemchenkauer. Er ist nun beinahe Mitte Dierzig und nun zu alt, um jetzt noch aus der Phrase herauszukommen, dabei absolut kritiklos, so daß er unfähig ist, selbst den Willen dazu vorausgesetzt, seinen Kardinalfehler, an dem er aller Triumphe unerachtet, doch immer gescheitert ist, jemals abzulegen. Und dennoch — und gerade seine Quizows haben mich bekehrt — ist es was mit ihm. Ein Talent möchte ich ihn nicht nennen. Das ist zu viel und zu wenig. Er ist trotz seiner guten Assessoralbildung ein ungebildetes Genie, das mit Schwadronshieben drauflosgeht und allerglücklichste Einfälle mit sublimem Unsinn mischt. Aber diese allerglücklichsten Einfälle und die Fähigkeit für dramatischen Aufbau, namentlich für die szenische Antithese, sind ihm nicht abzusprechen, und so hat er Momente, wo man ihn bewundern muß. Das Ganze kolossal schwach, das einzelne von wirklicher, imponierender Stärke. Nach zehn oder fünfzehn Jahren ist er tot. So total Unvollkommenes kann nicht leben; eine glänzende Szene kann kein Stück retten.

Nochmals herzlichen Dank. Nach Lesung der Gedichte schreibe ich noch einmal. In vorzüglicher Ergebenheit.

Th. Sontane.

Fontane an Georg Friedländer.

Berlin, d. 3. Oktober 1893.

Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ich empfinde genau so wie Sie, kann also sehr gut folgen, aber ich bin sanguinischer und dadurch in meinem Gemüte glücklicher be-
anlagt, und mit Hilfe dieser glücklichen Beanlagung bin ich verhältnis-
mäßig leicht über unausgesetzte Kränkungen fortgekommen. Ohne
Vermögen, ohne Familienanhang, ohne Schulung und Wissen, ohne
robuste Gesundheit bin ich ins Leben getreten, mit nichts ausgerüstet
als einem poetischen Talent und einer schlechtstizenden Hose. (Auf dem
Knie immer Beutel.) Und nun malen Sie sich aus, wie mir's dabei
mit einer gewissen Naturnotwendigkeit ergangen sein muß. Ich könnte
hinzusetzen, mit einer gewissen preußischen Notwendigkeit, die viel
schlimmer ist als die Naturnotwendigkeit. Es gab natürlich auch gute
Momente, Momente des Trostes, der Hoffnung und eines sich immer
stärker regenden Selbstbewußtseins. Aber im ganzen genommen darf
ich sagen, daß ich nur Zurücksetzungen, Zweifeln, Achselzucken und
Lächeln ausgesetzt gewesen bin. Immer, auch als ich schon etwas war,
ja auf einem ganz bestimmten Gebiete (Ballade) an der Tête mar-
schierte, sah ich mich beargwohnt und andere, oft wahre Jammer-
lappen, bevorzugt. Daß ich das alles gleichgültig hingenommen hätte,
kann ich nicht sagen. Ich habe darunter gelitten; aber andererseits
darf ich doch auch wieder hinzusetzen: ich habe nicht sehr darunter ge-
litten. Und das hing und hängt noch damit zusammen, daß ich immer
einen ganz ausgebildeten Sinn für Tatsächlichkeiten gehabt habe. Ich
habe das Leben immer genommen, wie ich's fand, und mich ihm unter-
worfen. Das heißt nach außen hin, in meinem Gemüte nicht. Sie wissen
so gut wie ich oder besser als ich, daß es in unserm guten Lande Preu-
ßen (wie übrigens in jedem andern Lande auch) etablierte Mächte gibt,
denen man sich unterwirft: Geld, Adel, Offizier, Assessor, Professor.
Selbst Enrik (allerdings eine Art Daduz und Sichtenstein) kann als
Macht auftreten. Von dem Kuglerschen Hause wurde vor vierzig
Jahren gesagt: „Dort gilt nur, wer einen Band Iyrischer Gedichte
herausgegeben hat.“ Es kommt nun darauf an, daß einen das Leben,
in Gemäßheit der von einem vertretenen Spezialität, richtig einran-
giert. So kam es, daß ich trotz meiner jämmerlichen Lebensgesamt-

stellung doch jeden Sonntagnachmittag von vier bis sechs richtig untergebracht war, nämlich im Tunnel. Dort machte man einen kleinen Gott aus mir. Und das hielt mich. Ist man aber aus seiner richtigen Rubrik 'raus, so ist das Elend da. Bankiersöhne (z. B. der junge Bleichröder) sind in Offiziers- und-Professorenkreisen der größten Nichtachtung ausgesetzt. Offiziere werden in Bankierkreisen wie Hungerleider behandelt... Jede Gesellschaftsklasse, jeder Hausstand hat ein bestimmtes Idol. Im ganzen aber darf man sagen: es gibt in Preußen nur sechs Idole, und das Hauptidol, der Viklipuzli des preußischen Kultus, ist der Leutnant, der Reserveoffizier. Da haben Sie den Salat. Hätten Sie in eine bocksteife Professoren- oder vor Hochmut platzende Künstlerfamilie hineingeheiratet, so würden Sie der Leutnantsreserveoffizierbewunderung glücklich entgangen sein, aber es hätten sich Übelstände herausgestellt, die gleich bedrücklich wären. Man muß sich darin finden, daß immer wer da ist, der einem vorgezogen wird. Vielfach namentlich in der Jugend und ehe man sich etabliert hat — ist dies kränkend. In späteren Lebensjahren aber hört es auf, kränkend zu sein, weil man sich überzeugt, daß niemand, auch der Größte nicht, von dieser Kränkung ausgeschlossen bleibt. Es läuft darauf hinaus, daß immer „das andere“ besser ist. Eine Frau, die einen Schönggeist hat, sehnt sich nach einem Kürassieroffizier, und eine Frau, die einen Kürassieroffizier hat, sehnt sich nach einem Schönggeist. Ist man klug, so kommt es auf Stattlichkeit, und ist man stattlich, so kommt es auf Klugheit an. Dem Sozialitätsfazke steht der Freiheitsapostel und dem Freiheitsfazke der Sozialitätsapostel gegenüber. Wie man's auch einrichten mag, zur Hälfte kommt man immer schlecht weg. Hat man sich damit durchgerungen, daß es nicht anders sein kann, so fällt zwar nicht der momentane Ärger fort, aber man verheiratet sich nicht mit ihm. Eins der schönsten Lutherworte ist das folgende: „Ja, diese bösen Gedanken. Wir können nicht hindern, daß die Vögel über uns hinfliegen. Aber wir können hindern, daß sie auf unsern Köpfen Nester bauen“. Das ist ein gutes Bild.

Herzlichste Grüße Ihren Damen. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

Lebensdaten.

Klaus Groth, geb. am 24. April 1819 zu Heide in Dithmarschen, war zunächst Lehrer in seinem Geburtsort, seit 1858 Dozent, seit 1866 Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Kiel. Dort starb er am 2. Juni 1899. — Fritz Reuter, geb. am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin, studierte in Rostock, dann in Jena und Berlin Rechtswissenschaft, wurde 1833 bei Beginn der Demagogenverfolgungen als Burschenschaftler verhaftet, zum Tode verurteilt, aber zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigt. 1840 erhielt er seine Freiheit wieder, versuchte sich dann als Landwirt, später einige Zeit als Privatlehrer. Am 12. Juli 1874 starb er in Eisenach. — Theodor Storm, geb. am 14. September 1817 zu Husum, wirkte zunächst als Rechtsanwalt zu Husum, später als Assessor in Potsdam, als Richter in Heiligenstadt und in Husum. Er starb dort am 4. Juli 1888. — Wilhelm Raabe, geb. am 8. September 1831 zu Eschershausen in Braunschweig, studierte Philosophie und Geschichte und widmete sich dem literarischen Beruf. Seit 1870 lebte er in Braunschweig, wo er am 15. November 1910 starb. — Gottfried Keller, geb. am 19. Juli 1819 zu Zürich, bildete sich zunächst in der Malerei aus und wandte sich dann literarischen Studien zu. Von 1861—1876 war er erster Staatschreiber des Kantons Zürich und starb in seiner Vaterstadt am 16. Juli 1890. — Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), geb. am 4. Oktober 1797 zu Murten im Kanton Freiburg, wirkte als Pfarrer in Herzogenbuchsee, Bern und Lützelflüh. Er starb am 22. Oktober 1854. — Conrad Ferdinand Meyer, geb. am 11. Oktober 1825 zu Zürich, gab das Studium der Rechte auf und beschäftigte sich mit Geschichte und Literatur. Er lebte seit 1875 in Kirchberg bei Zürich, wo er am 28. November 1898 starb. — Martin Greif (Hermann Fren), geb. am 18. Juni 1839 in Speier, wurde Offizier, nahm jedoch 1867 seinen Abschied. Er starb in Kuffstein am 1. April 1911. — Gustav Freytag, geb. am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, studierte deutsche Philologie und starb in Wiesbaden am 30. April 1895. — Otto Ludwig, geb. am 11. Februar 1813 zu Eisfeld in Sachsen-Meiningen, starb nach langem Siechtum in Dresden am 25. Februar 1865. — Theodor Fontane, geb. am 30. Dezember 1819 in Neuruppin, wirkte meist als Schriftleiter und Berichterstatter in Berlin. 1870 war er einige Zeit in französischer Gefangenschaft. Er starb am 20. September 1898.

Anmerkungen.

S. 3. Dichtung des Bürgertums. Realismus: aus Julius Wiegand, Geschichte der deutschen Dichtung in strenger Systematik, nach Gedanken, Stoffen und Formen in fortgesetzten Längs- und Querschnitten. Köln a. Rhein 1922, Schaffstein (gekürzt).

S. 6. Klaus Groth strebte in seinem Ausdruck nach mundartlicher Reinheit, weshalb seine Gedichte für die Oberdeutschen schwer verständlich sind. Die Proben sind entnommen Groths Gedichtsammlung „Quidborn“ (= lebendiger Quell).

S. 8. Fritz Reuter vermischt seine heimatliche Sprache (das Mecklenburger Platt) nicht selten mit hochdeutschen Bestandteilen und Angleichungen, was Groth zuwider war. Reuters Werke haben daher auch eine weitere Verbreitung gefunden.

S. 8. Uns' plattdütsche Sprak: vgl. Klaus Groth, „Min Modersprat“ und Martin Greif, „Wert der Muttersprache“. Die realistischen Dichter unserer Zeit besingen außer der Muttersprache mit Vorliebe Heimat und Vaterland (vgl. Storm, „Aus der Heimat“; Greif, „In der Heimat“, „Fern der Heimat“; Fontane, „Erstes Bataillon Garde“), schildern Naturstimmungen (vgl. Groth, „Abendfrieden“; Storm, „Im Grase“, „Abseits“; Keller, „Abendlied“, „Abendregen“, „Stille der Nacht“, „Morgen“; C. F. Meyer, „Säerspruch“; Greif, „Vor der Ernte“, „Abendlied“, „Winteranfang“) wie überhaupt Stimmungen aller Art (vgl. Storm, „Ostern“, „Eine Frühlingnacht“, „Oktoberlied“, „Ein Sterbender“; Meyer, „In Harnesnächten“). Auch ist ihnen z. T. köstlicher Humor eigen (vgl. Reuter, „De Sokratische Method“, „De Beforgung“). — Über die Stoffe, die die realistischen Dichter in ihren Romanen und Novellen bevorzugen, vgl. den einleitenden Aufsatz.

S. 12. „Läufchen un Rimels“ (lustige Reime) heißt die Sammlung Reuterscher Gedichte. Die Proben sind entnommen aus Fritz Reuters Werken, 12 Teile. Berlin und Leipzig, Bong & Co., Teil I.

S. 13. Wie der Uhrmacher Droz in seiner Nachtruhe gestört wird: Teil V, S. 58—60. Herr Droz ist der Uhrmacher Droz.

S. 16. Worüm Bräsig so let, as hadd de Blij in em slagen usw.: Teil VIII, S. 10—11. — Onkel Bräsig ist die Hauptperson in „Ut mine Stromtid“ (Aus meiner Wanderzeit, vgl. Stromer), eine Volksgestalt von zwingender Gewalt und humoristischer Wirkung.

S. 19. Theodor Storm, s. Anm. S. 8.

S. 25. Die Söhne des Senators bekommen Streit wegen des Gartens: Theodor Storm, Sämtliche Werke in sechs Bänden, Berlin und Leipzig bei Th. Knauer Nachfolger, Bd. IV, S. 295—298.

S. 29. Wilhelm Raabe; hierzu s. E. Alefeld, Das Düstere und Melancholische in Wilhelm Raabes Trilogie. Greifswald bei Bamberg.

S. 30. „Der Schüdderump ist ein Totentarren aus der Pestzeit, mit dem man die Toten ins Grab schütten konnte; ihn macht der Dichter zum Symbol des Vergänglichen, des immer drohenden Untergangs“, (A. Biese, Deutsche Literaturgeschichte bei Beck, München.) — Unser Beispiel ist ein Meisterstück realistisch-er Schilderung. „Das Werk bildet die äußerste Grenze des Verneinens, an die Raabe geschleudert wurde“ (G. Klingenstein, Einführung in die deutsche Dichtung. München und Berlin 1926 bei R. Oldenbourg). — Wilhelm Raabe, Sämtliche Werke, 18 Bände. Berlin-Grünwald bei Herm. Klemm, Bd. I der 3. Serie, S. 16—18.

S. 31. Ein Brief: Aus „Die Akten des Vogelfangs“, S. 59—62.

S. 32. Schlappen ist der Spitzname eines Mitschülers. — Mistreß Trojendorf ist eine Nachbarin, die aus Amerika zugezogen ist und mit deren Tochter Ellie die beiden Jungen häufig spielten.

S. 37. „Das Sähnlein der sieben Aufrechten“ aus Gottfried Keller, Gesammelte Werke, 5 Bände. Stuttgart und Berlin, Cotta und Clemm, Band II, S. 287—289. — „Das Sähnlein der sieben Aufrechten“ ist echte Heimatdichtung, die erst durch den Realismus ermöglicht wurde, voll Liebe und Begeisterung für die heimatische Landschaft, voll Bürgerstolz.

S. 38. „Der Wettlauf der drei gerechten Kammacher“ aus Band III, S. 235—241 ist der Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla“ entnommen, die die guten und vor allem die verkehrten Eigenschaften der Menschen schildert. Solch seltsame Käuze gibt es überall, wenn auch Keller seine Geschichten in der Schweiz spielen läßt. Er sagt selbst: „In jeder Stadt und jedem Tale der Schweiz ragt ein Türmchen von Seldwyla“, d. h. solche Menschen gibt es überall.

S. 42. „Der erste Schultag“ aus Band I, S. 25—28. „Der grüne Heinrich“ ist ein biographischer Roman wie „Goethes Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre“, dessen allumspannende Weite Keller jedoch nicht erreicht.

S. 44. „Das Erntefest“ aus „Uli der Knecht“. Hamburg, A. Jansen S. 206—207. Gotthelf, der fast vierzig Jahre als Pfarrer in einem Schweizer Dorfe wirkte, ist der Schilderer des Bauernstandes, in dem er die Wurzel und Kraft von Volk und Staat sieht.

S. 47. „Am Julierpaß“ aus der Novelle „Jürg Jenatsch“ S. 3—5. Leipzig bei Haessel.

S. 49. Martin Greifs Stärke liegt in kurzen, oft nur acht Zeilen langen stimmungsvollen Gedichten.

S. 52. „Das Handelshaus Schröter“ aus dem Roman „Soll und Haben“: Gustav Freytags ausgewählte Werke, 4 Bände. Leipzig, Schlüter & Co., S. 19—22. Mit „Soll und Haben“, worin die Tüchtigkeit des Kaufmannsstandes gezeigt wird, begründet Freytag den Standesroman.

S. 56. „Wie der Holderer-Fritz den Saal des Schwänenwirts ausräumt“ aus Otto Ludwigs thüringischer Dorfgeschichte „Die Heitererei und ihr Widerspiel“. Leipzig, Reclam jun., S. 125—130. Klar und scharf sind die Gestalten herausgearbeitet und realistisch dargestellt.

S. 59. Fontanes Stärke liegt in seinen Balladen, vor allem in seinen Balladen auf Friedrich den Großen und seine Generale, und in seinen Romanen, die die Berliner Gesellschaft oder den märkischen Adel seiner Zeit behandeln.

S. 63. „Ein Empfangsabend bei Kommerzienrat Treibel“ aus dem Roman „Frau Jenny Treibel“ Band III, S. 317—327 der I. Reihe von Theodor Fontanes Gesammelten Werken, 10 Bände. Berlin, S. Fischer. (Gefürzt.)

S. 68. „Die Seeschlacht bei Carwe“ aus „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, 3 Bände. Berlin, W. Herz, Band I, S. 13—15.

S. 69. „Die Briefe und Lebenserinnerungen“ sind entnommen 1—3 aus „Deutsches Erbe“ bei Velhagen & Klasing, S. 196—197 und S. 206—207, 4 und 5 aus Fontanes sämtlichen Werken II. Serie, Band IV, S. 223—225 und Band V, S. 351—353.

Gottfried Keller. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. A. Köster. Sieben Vorlesungen. Mit einem Titelbild. 4. Aufl. Geb. RM 4.—

„... In einfacher und schlichter Weise, wie sie der Dichter selbst für die Darstellung seines Lebens nicht besser gewünscht hätte, aber zugleich mit echter Herzenswärme und, was noch mehr ist, mit dem feinsten psychologischen und künstlerischen Verständnis ist in dem Buch Gottfried Kellers menschliche und künstlerische Entwicklung dargestellt. Es gibt in so knapper Form kaum Treffenderes, als was hier über Kellers Charakter und Eigenart wie über seine eigenen Werke gesagt ist.“ (Zürcher Zeitung.)

Theodor Fontane 1819—1919. Von Prof. Dr. H. Mañnc. Kart. RM 1.—

„Es ist erstaunlich, welche Fülle von Tatsachen und treffenden Beobachtungen auf so engem Raume dargeboten wird. Berlin und die märkische Landschaft, die den Hintergrund der Romane Fontanes bilden, steigen lebensvoll auf, und das Bild des jugendlichen Greises, der erst mit siebenzig Jahren seine reifen Früchte erntet, steht scharf umrissen aber mit Liebe gezeichnet vor uns.“ (Der Bund.)

Geschichte der deutschen Dichtung. Von Oberstudienrat Dr. H. Röhl. 5., vielfach verb. Aufl. In Halbleinen geb. RM 5.20

„Mit großem Geschick wech der Verfasser in knappen Worten einen Zeitabschnitt, das Wirken einer Persönlichkeit trefflich zu charakterisieren, ein Dichtwerk zu analysieren oder die Beziehung zwischen Leben und Werken bei dem einzelnen Dichter hervorzuheben.“ (Süd. Schulb.)

Abriss der deutschen Dichtung. Nebst einer Einleitung „Von Wesen der Dichtkunst“ und einem Anhang über „Die deutsche Sprache“, „Die griechische Tragödie“ und „Shakespeare“. Entwicklungsgeschichtlich dargestellt von Oberstudienrat Dr. H. Röhl. 3., verbesserte Aufl. Kart. RM 2.40, geb. RM 3.—

„Dem Verfasser ist eine schöpferische Gabe verliehen, die ihn befähigt, nicht allein zu belehren, sondern dem Leser — neben der Bereicherung des Wissens — einen Kunstgenuss zu bereiten durch die trotz scharfer Umrisse scharfe und treffende Charakterisierung der Dichter und die lebendige Schilderung der Werke, so daß man den Eindruck eines farbigen Gemäldes jeder Epoche, jedes Zeitgeistes gewinnt.“ (Hannoverscher Anzeiger.)

Wörterbuch zur deutschen Literatur. Von Oberstudienrat Dr. H. Röhl. (Leubn. Kl. Sachwörterb. Bd. 14.) Geb. RM 3.60

„Die Weltliteratur vom Mythos bis zum Expressionismus in leztographischen Stichworten bringt „Das Wörterbuch zur deutschen Literatur“, das aber doch ein Weltliteratur-lexikon in Oktavform ist: glänzend in der Erklärung der Begriffe, sicher im Urteil, frisch und modern. Wer irgendwie sich um Literatur kümmert, sollte es eigentlich stets auf dem Schreibtisch liegen haben.“ (Heidelberger Tageblatt.)

Von deutscher Art und Kunst. Eine Deutschkunde. Herausgegeben von Studienrat Dr. W. Hoffstaetter. 4. Aufl. Mit 42 Tafeln u. 2 Karten. Geb. RM 7.—, in Halbleder RM 10.—. Auch unter dem Titel: Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. Geb. RM 5.—

„Dies Buch möchte ich in der Hand jedes deutschen Vaters und Lehrers wissen, denn es scheint wie kein anderes geeignet, unserer Jugend das Werden und den unendlichen Reichtum unseres deutschen Volkstums nahezubringen. Wer seinen heranwachsenden Kindern einen Überblick geben will über den vielseitigen Reichtum deutschen Wesens, der lese mit ihnen dies Buch, er wird ihnen das Beste schenken, das wir unserer Jugend geben können: Ehrfurcht vor unserem Volkstum und Begeisterung für die Erneuerung deutschen Wesens.“ (Der deutsche Führer.)

Grundzüge der Deutschkunde. Herausgeg. von Studienrat Dr. W. Hoffstaetter u. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. F. Panzer. Bd. 1. Geh. RM 8.—, geb. RM 10.—

Dem deutschen Volke einen Spiegel seiner Eigenart vorzuhalten, ist das Ziel des Wertes. Alle Seiten unseres völkischen Daseins, alle Bedingungen, unter denen es steht, alle Formen und Schöpfungen des staatlichen, wirtschaftlichen, künstlerischen und geistigen Lebens sollen ihren Wesenszügen nach in den einzelnen, von ersten Sachkennern geschriebenen Beiträgen herausgearbeitet werden. Der 1. Band behandelt so die deutsche Sprache und die deutsche Kunst: Sprache (Kl. Bojunga), Schrift (K. Brandt), Stil. (Ew. Boude), Ders. (A. Heusler), Musik (H. Abert) und Bildende Kunst (C. Neumann).

Die Schönheit unserer Muttersprache. Von Dr. E. Kieferitzky. Geh. RM 8.—, in Leinen RM 10.—

Das Buch will den Deutschen dazu führen, seine Muttersprache nicht nur als überkommenes Erbgut zu schätzen, sondern wirklich zu lieben; und es wird besonders dem Deutschlehrer sagen können, wie man zu dieser Liebe erzieht. Vor allem liegt ihm am Herzen, den Leser zum Sag hinzuleiten, und ihm zu zeigen, welche Schönheiten man aus der deutschen Sazregel an der Hand der Betonungslehre herausholen kann. Der Leser soll lernen, seinen Sag von der Betonung aus zu gestalten. Nur so gewinnt er die bleibende, die trönend-schöne Form für seine Gedanken. Und das ist die Form, die ihn immer wieder zu seiner Muttersprache ziehen wird.